

Nr.23 | Décroissance | März 2016

antidotincl.

DÉCROISSANCE

Befreiung vom Wachstumszwang



Inhalt

- 3 **Editorial** Die Redaktion
- 4 **Décroissance:
Konzept und Kontext** Irmi Seidl und Angelika Zahmt
- 6 **Eine neue Aufgabe
für die Décroissance-Bewegung?** Ernst Schmitter
- 8 **Der Rebound-Effekt** Mathieu Glayre
- 10 **Der Tod des Nächsten
(Interview mit Luigi Zoja)** Mirko Locatelli
- 12 **3-D-Druck: Lösung oder Problem?** Helmut Knolle
- 14 **Konviviale Technik
für eine Décroissance-Gesellschaft** Andrea Vetter
- 16 **Befreiung von der Werbeindustrie?!** Christa Ammann
- 18 **Privilegien lassen sich nicht teilen,
sie müssen abgeschafft werden!** Alessia Di Dio
- 20 **Bildung für Nachhaltigkeit in
Wachstumsgesellschaften?** Sofia Getzin
- 22 **Gegen die Kommerzialisierung
der Freizeit** Helmut Knolle
- 24 **Repräsentative Demokratie:
Wie ein Ausstieg aussehen könnte** Moins!-Redaktion
- 26 **Mehr, schneller, weiter... Moment mal.** Markus Flück
- 28 **Perspektiven der Postwachstumsökonomie
(Interview mit Niko Paech)** Mirjam Bühler
- 30 **Décroissance Bern/Basel**
- 31 **Weiterführende Angaben**

Die Redaktion Editorial

Europa und die Welt sind in Bewegung!!

Humanitäre Krisen, Finanzkrise, Migrationskrise, Wachstumskrise, Rohstoffkrise, Klimakrise und die Krise der EU versetzen die Menschen in Sorge. Das digitale Zeitalter ist ein beschleunigtes. Die globale Vernetzung war noch nie so stark. Gleichzeitig ist die Kluft zwischen arm und reich so gross wie noch nie. Was bringt die Zukunft? Wie wollen wir unsere Zukunft gestalten?

Mit diesem Heft, liebe Leser*innen, stellen wir aktuelle wachstumskritische Analysen, Ideen und Pionierkonzepte zur Diskussion. All diese stehen im Zeichen der Décroissance/Degrowth-Bewegung, die sich für eine zukunftsfähige Gesellschaft einsetzt. Eine Zukunft, die gute Lebensqualität für so viele Menschen und Generationen wie möglich garantiert. Heute glauben noch viele, dass Wohlstand nur durch Wirtschaftswachstum aufrecht erhalten werden kann. Aber Wirtschaftswachstum impliziert einen immer weiteren Anstieg im Verbrauch von Ressourcen und untergräbt dadurch systematisch unsere Lebensgrundlagen. Und gleichzeitig gründet der enorme Wohlstand von wenigen auf der Ausbeutung von vielen, was der Fortsetzung einer unrühmlichen Tradition der Kolonialzeit entspricht.

Zum ersten Mal setzen nicht mangelnde technische Möglichkeiten unserem Handeln Grenzen. Wir sind überzeugt, dass im Zeitalter von Technologisierung und Digitalisierung vermehrt darüber diskutiert werden muss, welche Technik wir als Gesellschaft wollen. Diesem Bereich widmen wir daher einen Schwerpunkt im Heft.

Décroissance – der Bruch mit der bestehenden Wirtschaftsordnung – ist die Aufgabe der Zukunft. Aufgrund der Grenzen des Wachstums sind wir davon überzeugt, dass wir früher oder später in eine Ära des Postwachstums eintreten werden, die Frage ist: by design or desaster?

Im Sinne von Décroissance ist die Überwindung des Kapitalismus deshalb eine zentrale Voraussetzung, weil Kapitalismus nur durch stetiges Wachstum stabilisiert werden kann und damit einen zerstörerischen, totalitären Wachstumszwang erzeugt.

Wachstumsrücknahme hat darüber hinaus den Anspruch, das soziale Leben, die Demokratie, die Arbeitswelt, die Freizeit, die Bildung und die Geschlechterverhältnisse insgesamt radikal zu erneuern, umzugestalten und neu zu beleben.

In diesem Heft finden Sie eine vielfältige, selektive Auswahl an Décroissance-Perspektiven und Konzepten. Herzlichen Dank allen, die zum Gelingen dieser Ausgabe beigetragen haben! Wir wünschen Ihnen eine spannende Lektüre und freuen uns über Rückmeldungen.

Wir widmen diese Ausgabe Mirko Locatelli, der kurz vor dem Erscheinen dieses Heftes aus dem Leben gegangen ist und dessen Originalität, Humor und Engagement wir schmerzlich vermissen werden.

Kontakt: info@decroissance-bern.ch

antidot-inclu

«antidotincl.» bietet linken Gruppen, Organisationen und Einzelpersonen die Möglichkeit, zu günstigen finanziellen Konditionen eine Zeitung zu publizieren. Das antidot-Herausgeber*innen-Kollektiv steht mit seinem Know-how und mit Rat und Tat zur Seite. «antidotincl.» wird jeweils der WOZ in der Gesamtauflage (ca. 19000 Exemplare) beigelegt, weitere Exemplare werden durch die jeweilige Redaktion verteilt. Kontakt: info@antidot.ch

Impressum Décroissance – Befreiung vom Wachstumszwang

Herausgeberin Décroissance Bern

Redaktion Caroline Dorn, Christa Ammann,
Helmut Knolle, Markus Flück, Sofia Getzin

Illustrationen | Titelbild Mathias Burgener

Layout Mathias Burgener

Korrektorat Franziska Joncourt, Margrit Moser, Rebekka Köppel

Druck NZZ Media Services AG

Auflage 20 500 Ex.

Finanzierung Ausschiesslich durch Spenden

Mit einer Spende helfen Sie, die Kosten dieser Zeitung zu decken, und unterstützen den Verein Freunde Décroissance Bern.

Spendenkonto IBAN: CH49 0839 0030 9864 1000 7

Verein Freunde Décroissance Bern, 3800 Interlaken

Irmi Seidl und Angelika Zahrnt

Décroissance: Konzept und Kontext

Décroissance fordert eine Dekolonialisierung unserer Vorstellungswelten von vermeintlichen Wachstumszwängen sowie eine Wirtschaft, die globale ökologische Grenzen respektiert und einer gerechten Verteilung dient. Die Décroissance-Bewegung bringt verschiedene Stränge bisheriger Wachstums- und Kapitalismuskritik zusammen, entwickelt die Kritik weiter, u. a. indem sie Theorie und Praxis verknüpft und sich international stark vernetzt und austauscht.

In der vorliegenden Beilage versammeln sich Texte, deren Autor*innen der Décroissance-Bewegung nahestehen. Wofür steht diese Bewegung? Eine wichtige Inspiration war der 1979 erschienene Sammelband «Demain la décroissance. Entropie – Écologie – Économie». Autor der Beiträge war N.Georgescu-Roegen, der das physikalische Entropiegesetz in die Ökonomie brachte. Daneben wurzelt Décroissance in der französischen Zivilisationskritik vor dem zweiten Weltkrieg und jener ab den 1970er Jahren sowie in der jüngeren Konsum-, Werbe- und Globalisierungskritik. Hinzu kommt eine tiefgehende Kapitalismuskritik. Décroissance ist zugleich Konzept und Bewegung. Sie ist stark vertreten in Frankreich, der Westschweiz, Spanien und Italien. In deutschsprachigen Ländern werden ähnliche Anliegen und Ansätze mit den Begriffen solidarische Postwachstumsökonomie oder Wachstumswende bezeichnet. Im Englischen wird von Degrowth gesprochen.

Für S. Latouche, einen französischen Vordenker der Décroissance, geht es nicht darum, dass alles und jedes schrumpfen solle, sondern dass «wir aus dem Kult und der Religion des Wachstums heraustreten». Décroissance sei ein reformatorisches Programm, bei dem es «um eine Dekolonialisierung unserer Vorstellungswelt, um ein Ent-Ökonomisieren unserer Realität, um eine Aufhebung des fiktiven Warencharakters von Boden, Arbeit und Geld» geht. Die Décroissance-Bewegung umfasst Theoretiker*innen wie auch Praktiker*innen, sehr oft in einer Person vereint; entsprechend nimmt das Andersmachen und konkrete Handeln einen wichtigen Platz ein.

Vertreter der deutschen solidarischen Postwachstumsökonomie fordern explizit ein Schrumpfen. Für M. Schmelzer und A. Passadakis müsste das deutsche BIP um mindestens ein Drittel bis Mitte des Jahrhunderts schrumpfen, um allgemein anerkannte Umweltziele (Klima, Ressourcen) zu erreichen. Dieses Niveau sei dann stabil zu halten. Gleichzeitig ist für sie – wie auch Latouche – die Kontraktion der Wertschöpfung kein Ziel an sich, sondern ein notwendiges Mittel, neben dem auch Wachstum bestimmter Wirtschaftssektoren wie erneuerbare Energien, ökologische Landwirtschaft, öffentlicher Personennahverkehr etc. stattfinden müsse.

Vergleicht man die Anliegen und Ansätze der Décroissance mit jenen der Postwachstumsgesellschaft, einem Konzept, das die Autor*innen dieses Beitrags entwickelt haben, so liegen die Gemeinsamkeiten in der Kritik am Wachstum, in der Forderung nach Suffizienz und im Aufwerfen von Fragen nach dem guten Leben. Demgegenüber fordert das Konzept der Postwachstumsgesellschaft kein explizites Schrumpfen, sondern ein Ende der Wachstumsorientierung und Wachstumspolitik, um eine wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung innerhalb der ökologischen Grenzen zu ermöglichen. Dies kann in unterschiedlichen Phasen und je nach Sektor sowohl eine zunehmende, stagnierende oder abnehmende Wirtschaftsleistung bedeuten. Um diese Freiheit vom Wachstum zu erreichen, ist es nötig, die gesellschaftlichen Bereiche und Institutionen zu identifizieren, die existenziell auf Wachstum angewiesen sind, und Konzepte, Instrumente und Projekte zu entwickeln, um diese Bereiche umzugestalten. Dies dürfte Voraussetzung sein, um gesellschaftliche Wachstumsabhängigkeit und Wachstumsdruck zu überwinden.

Ein Blick zurück: Wachstum und Wachstumskritik

Für manche Wirtschaftshistoriker*innen begann das «moderne ökonomische Wachstum» ab 1820, in jener Zeit also, als die Industrialisierung auch in Ländern ausserhalb Englands Fuss fasste. Für die Wirtschaftswissenschaften spielte Wachstum aber lange keine grosse Rolle. So schrieb Hicks, Nobelpreisträger der Ökonomie, im Jahre 1966: «I remember listening to a course on [economic] Principles [...] in 1926-27 [...]: Nothing about it having a high growth rate! [...] We were quite happy to be static in most of our economics.»

Der grosse Wachstumsschub, der das Leben der breiten Massen zunächst in der westlichen Welt und dann global grundlegend veränderte, setzte nach dem Zweiten Weltkrieg ein. Dafür gibt es verschiedene Gründe: Das in der ersten Hälfte des Jahrhunderts neu entdeckte günstige Erdöl, der Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg sowie das Modell der fordistischen Konsumgesellschaft. Auch technische Erfindungen des 18. und 19. Jahrhunderts wie Elektrizität, Verbrennungsmotor, Chemikalien oder Telefon, die insbesondere ab 1950 breit angewendet wurden, gelten als ein Grund für den Wachstumsschub.

Auch kritische Stimmen zum Wirtschaftswachstum gab es schon früh. Der Ökonom J.S. Mill schrieb bereits 1848 von einer steady-state economy: «... the increase of wealth is not boundless. The end of growth leads to a stationary state.» Davor, 1832, zeigt Goethe in Faust II auf, wie forciertes und langfristiges Wirtschaftswachstum dank alchemistischer Geldschöpfung möglich wird. In den frühen 1940er Jahren meinte J.M. Keynes, ein Ende des ständigen Wachstums sei unausweichlich. Und nach zwei Jahrzehnten Wirtschaftswunder zeigten 1972 Systemtheoretiker*innen um das Ehepaar Meadows anhand von Computersimulationen, dass exponentielles Wachstum zu Zusammenbrüchen führen dürfte («Grenzen des Wachstums»). Noch sind Zusammenbrüche nicht augenscheinlich, doch bewegt sich die Welt auf dem simulierten Business-as-usual-Pfad dahin. In der Schweiz beschäftigten sich ab 1972 Forscher*innen mit dem Zusammenhang von Wohlstand, Wachstum und Umwelt und legten 1978 den sog. NAWU-Report, «Wege aus der Wohlstandsfalle: Strategien gegen Arbeitslosigkeit und Umweltkrise», vor.

Nachdem sich in den 1970er und 1980er Jahren wachstumskeptische Stimmen öffentlichkeitswirksam äusserten, traten erst ab der 2. Hälfte der 2000er Jahre wieder vermehrt Wachstumskritiker*innen hervor und stiessen auf öffentliches Interesse. Von den wachstumskritischen Stimmen ist die Décroissance-Bewegung zweifellos jene, die am stärksten länderübergreifend arbeitet und wirkt – innerhalb Europas und darüber hinaus.



LITERATUR UND LINKS

Latouche, S. (2015) Es reicht! Eine Abrechnung mit dem Wachstumswahn. München: Oekom.

Seidl, I., & Zahrnt, A. (2015) Transformation in eine Postwachstumsgesellschaft. In M. Held, G. Kubon-Gilke & R. Storn (Eds.), Politische Ökonomik grosser Transformationen, Jahrbuch normative und institutionelle Grundlagen der Ökonomik (pp. 237-262). Marburg: Metropolis.

Woynowski, B. et al. (2012) Wirtschaft ohne Wachstum?! Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende, Institut für Forstökonomie, Universität Freiburg i.B., hdl.handle.net/10419/69631

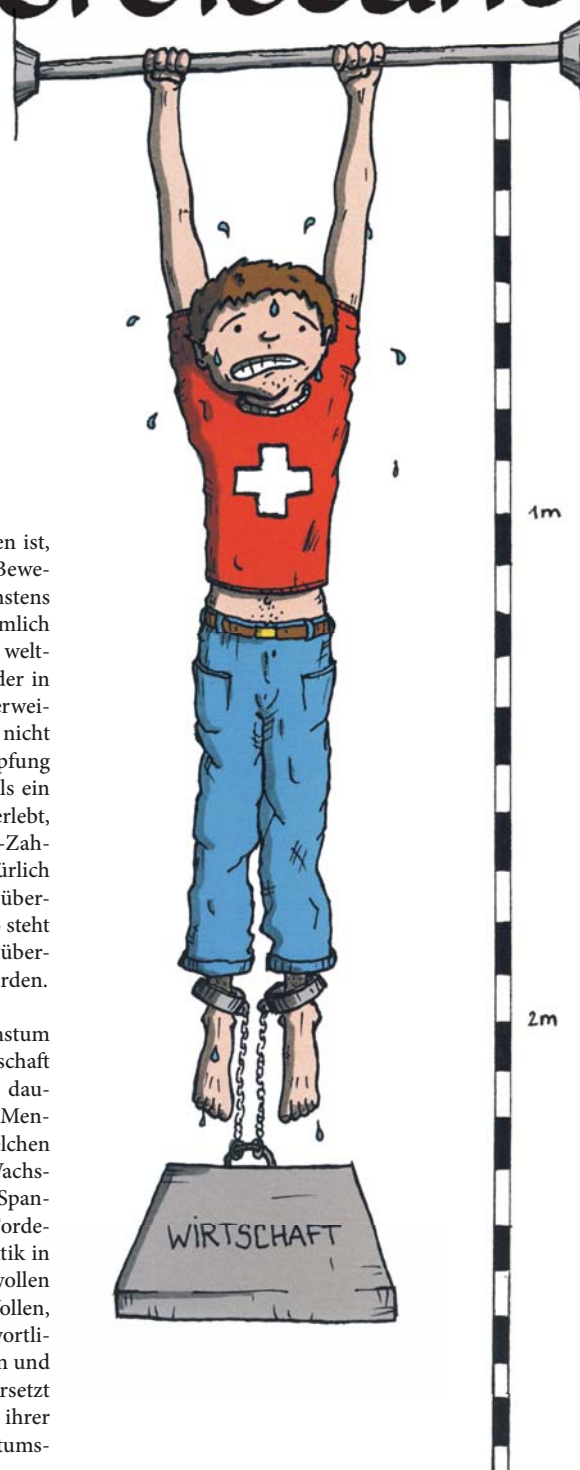
Ernst Schmitter

Eine neue Aufgabe für die Décroissance-

Was wird aus der Wachstumsverweigerung, wenn das Wachstum ausbleibt?

Seit die Weltwirtschaft 2007 in eine Krise geraten ist, muss sich die internationale Décroissance/Degrowth-Bewegung die Frage gefallen lassen, ob ihre Arbeit nicht nächstens überflüssig wird. Neben anderen Indikatoren lassen nämlich auch die Wachstumszahlen der Bruttoinlandprodukte weltweit vermuten, dass die Wirtschaft nicht so bald wieder in Schwung kommen wird. Zwar weisen Wachstumsverweigernde immer wieder darauf hin, dass Décroissance nicht gleich «Negativwachstum» ist. Eine gesteuerte Schrumpfung der Wirtschaftsleistung wäre ja etwas völlig anderes als ein krisenhafter Prozess, wie ihn die Welt gegenwärtig erlebt, womöglich mit einem ungewollten Rückgang der BIP-Zahlen. Aber es ist für die Décroissance-Bewegung natürlich leichter, «gegen Wirtschaftswachstum» zu sein, wenn überhaupt welches da ist, als wenn es ohnehin fehlt. Und so steht die eingangs erwähnte Frage, ob es unsere Bewegung überhaupt noch braucht, im Raum und will beantwortet werden.

Da gilt es, zwei Dinge zu unterscheiden: Wachstum und Wachstumszwang sind nicht dasselbe. Die Wirtschaft wächst zwar nicht immer; aber sie steht unter einem dauernden Wachstumszwang. Und es geht ihr – und den Menschen – schlecht, wenn sie diesem Zwang aus irgendwelchen Gründen vorübergehend nicht gehorchen kann. Wachstumszwang ohne Wachstum erzeugt unerträgliche Spannungen. Daher die gebetsmühlenartig wiederholte Forderung aller Führungskräfte der Wirtschaft und der Politik in dessen Dienst, von ganz rechts bis ganz links: Wir wollen Wachstum! Dabei geht es in dieser Frage nie um ein Wollen, sondern immer um ein «Wollenmüssen». Die Verantwortlichen haben nicht die Wahl zwischen Wachstum-Wollen und Wachstum-nicht-Wollen. Der Wachstumszwang versetzt sie selbst in eine Zwangslage. Sie müssen im Interesse ihrer Glaubwürdigkeit Wachstum fordern, weil der Wachstumszwang der Wirtschaft nichts anderes zulässt.



-Bewegung?

In Décroissance-Kreisen sind wir es gewohnt, über die verheerenden Folgen des Wirtschaftswachstums zu sprechen. Aber eigentlich müssten wir uns, unabhängig vom Wachstum, öfter Gedanken machen über die Gefährlichkeit des Wachstumszwangs. Diese Gefährlichkeit zeigt sich nämlich vor allem dann, wenn das Wachstum ausbleibt. In der Krise wird unvermittelt eine sonst verborgene Grundtatsache sichtbar: Die Wirtschaft produziert in guten wie in schlechten Zeiten gnadenlos an den menschlichen Bedürfnissen vorbei, weil sie immer zuerst ihrem Wachstumszwang gehorchen muss. Da werden – in der Hoffnung auf ein oder zwei Prozent Wachstum – Kontinente über die Köpfe der Menschen hinweg zu riesigen Freihandelszonen zusammengeschlossen. Da werden intakte Landschaften rasend schnell zu Tourismusgebieten «entwickelt». Da bereiten in der Arktis Staaten und Konzerne gegen alle ökologische und klimapolitische Vernunft die industrielle Gewinnung von Erdöl und Rohstoffen vor. Da werden Landwirtschaft, Bildung, Kultur, Kranken- und Altenpflege stur nach rein wirtschaftlichen Kriterien «modernisiert». Gleichzeitig wird im Produktivitätswettbewerb die Arbeitslosigkeit zur Epidemie. Wachsende Teile der Bevölkerung verlieren die Möglichkeit, sich wenigstens im Dienste des Wachstums ausbeuten zu lassen. Nicht mehr benötigte Menschen werden so überflüssig wie nicht mehr benötigte Waren. Verteilungs- und Verdrängungskämpfe werden härter. Man sucht Sündenböcke und findet sie. Ausgrenzungen aller Art ersetzen allmählich die Menschenrechte. Misstrauen, Angst, Gewalt und Terror prägen zunehmend den Alltag der Menschen. Die Gesellschaft bewegt sich auf einen Krieg aller gegen alle zu, der schlimmstenfalls die Form eines neuen grossen Kriegs annehmen könnte.

Genau in dieser Situation wird die Décroissance-Bewegung unentbehrlich: Sie muss sich auf ihr eigentliches Thema besinnen. Es heisst streng genommen nicht Wachstum, sondern Wachstumszwang. In ihrem ersten Jahrzehnt konnte sich die Bewegung wie selbstverständlich auf das Übel des Wachstums in den früh-industrialisierten Ländern fokussieren. Sie konnte einleuchtend auf die ökologische Notwendigkeit einer allgemeinen Wachstumsrücknahme im globalen Norden und Westen aufmerksam machen. Aber jetzt, wo die Wirtschaftsstatistiken immer weniger Wachstum ausweisen, rückt eine ungleich schwierigere Aufgabe ins Zentrum. Es zeigt sich jetzt, dass die grösste Gefahr nicht im

durch die BIP-Zahlen belegten Wachstum liegt, sondern im Wachstumszwang, der dahinter steht. Dieser erzwingt sich wie ein Lavaström seinen Weg und droht, die menschliche Gesellschaft zu zerstören, auch, und vor allem, wenn kein Wachstum mehr stattfindet. Die Décroissance-Bewegung müsste deshalb dringend sich selbst und andere ins Bild setzen über die Gründe, das Wesen und die Folgen des Wachstumszwangs der Wirtschaft.

Das ist kein leichtes Unterfangen für eine Bewegung, die sich bisher schwergewichtig praktischen Fragen der Wachstumsrücknahme gewidmet hat. Aber die Mühe könnte sich lohnen, vorausgesetzt, es finden sich genügend Décroissance-Leute, die bereit sind, sich in diese Fragen zu vertiefen. Sie müssten das Rad nicht neu erfinden. Seit Marx haben sich viele Autor*innen des Themas angenommen. Sie haben gezeigt, dass der Wachstumszwang der Wirtschaft kein überhistorisches Phänomen ist. Er gehört nicht natürlicherweise zum Menschsein. Er hat seinen Ursprung im Europa des 14./15. Jahrhunderts, als die Menschen vor allem in Norditalien in der Weise zu wirtschaften begannen, die heute Monopolcharakter hat und sich kurz «die Wirtschaft» nennt. Zum Problem ist er erst viel später geworden. Das geschichtliche Gewordensein der Wachstumswirtschaft ist auch ihre Achillesferse. Denn was durch menschliches Handeln geschaffen wurde, kann durch menschliches Handeln wieder abgeschafft werden. Der Wachstumszwang gehört zum System und wird mit ihm wieder verschwinden. Innerhalb des Systems ist er unbesiegbar. Das Thema ist komplex und seine Durchdringung erfordert viel Informations- und Denkarbeit. Diese könnte sich für die Praxis der Décroissance-Bewegung als fruchtbar erweisen.

LITERATUR UND LINKS

Der vorliegende Artikel wurde auf dem Hintergrund der Beschäftigung des Autors mit wertkritischer Literatur geschrieben.

Deutsch: Ernst L. und Norbert T. (2012)
Die grosse Entwertung – Warum Spekulation und Staatsverschuldung nicht die Ursache der Krise sind.
Unrast-Verlag: Münster.
www.exit-online.org | www.krisis.org
Französisch: www.palim-psao.f

Mathieu Glayre Übersetzung: Franziska Joncourt

Der Rebound-Effekt

Effizienzgewinne werden als etwas Positives erachtet, denn sie ermöglichen Ressourceneinsparungen. Sie führen aber auch zu Mehrkonsum und Wachstum, womit die Effizienzgewinne wieder verloren gehen. Das nennt man Rebound-Effekt.

Allgemein herrscht heute Einigkeit darüber, dass die weltweite ökologische Situation problematisch ist. Rar sind Projekte oder Produkte, egal ob von multinationalen Unternehmen oder Staaten, welche nicht den Stempel «ökologisch», «dauerhaft» oder «nachhaltig» tragen. Das ökologische Gewissen scheint sich gut entwickelt zu haben. Wir trennen unseren Abfall und löschen das Licht, wenn wir einen Raum verlassen. Die neuen Technologien würden es der Wirtschaft erlauben, die Wertschöpfung zu entmaterialisieren. Unsere Häuser, unsere Autos und unsere verschiedenen Geräte werden stetig effizienter. Während lokal an einigen Orten die Umweltverschmutzung zurückgeht, vermindert sich auf globaler Ebene der ökologische Einfluss unseres Lebensstils, gemessen z.B. am ökologischen Fussabdruck, nicht. Der Trick der Auslagerung von umweltbelastenden und wenig rentablen Produktionsstätten in materiell verarmte Länder erreicht dies zu Gunsten unseres Lebensstils und zu Lasten der Bewohner*innen der Südhalbkugel und der Umwelt.

Auch wenn die Schweizer Gesellschaft – wie die anderen westlichen Gesellschaften – heute «effizienter» ist als vor dreissig Jahren (pro geschaffener Werteinheit oder produziertem Gut nehmen der Energieverbrauch und die Umweltverschmutzung ab), wird dieser «Gewinn» durch das Wachstum und die allgemeine Zunahme des Konsums wieder annulliert. So sind z.B. die Motoren unserer Autos als Folge des Ölschocks der siebziger Jahre signifikant effizienter geworden. Auch brauchen die heute gebauten Wohnungen, um sie auf dieselbe Temperatur zu heizen, gegenüber früher weniger Energie pro Quadratmeter. Trotzdem verbrauchen wir heute mehr Energie denn je!

Ein Problem, so alt wie der Produktivismus

Die Erklärung dafür heisst «Rebound-Effekt» oder «das Jevons-Paradox», benannt nach dem englischen Ökonomen William Stanley Jevons (1835 – 1882), welcher Mitte des 19. Jahrhunderts zu seinem Erstaunen beobachtete, dass der Kohleverbrauch in der Folge der Einführung von James Watts Dampfmaschine zunahm, obschon diese sehr viel effizienter arbeitete als die früheren Modelle. Dieses Gesetz kann wie folgt erklärt werden: in einer Gesellschaft, welche auf Wachstum basiert, wird jede technische Verbesserung gezwungenermassen zu mehr Konsum führen. Wenn ein Produkt mit weniger Energie hergestellt werden kann, demokratisiert es sich, indem es billiger wird, wodurch sein globaler Konsum stark angekurbelt wird.

Der Rebound-Effekt kann sich bei einem spezifischen Produkt manifestieren oder sich auf andere übertragen. Der erste Fall wird durch die Effizienzsteigerung der Automotoren veranschaulicht, welche durch das höhere Durchschnittsgewicht der Fahrzeuge, die Verbesserung der Ausstattung, die grössere Anzahl Fahrzeuge pro Person sowie durch die Zunahme der zurückgelegten Distanzen pro Person wieder aufgehoben wird. Am Beispiel der Wohnungen zeigt sich, dass die bessere Effizienz durch die Vergrösserung des Wohnraumbedarfs pro Person, welcher sich seit einem halben Jahrhundert verdoppelt hat, sowie durch die stetige Verbesserung der materiellen Ausstattung zunichte gemacht wird. Der Rebound-Effekt kann sich aber auch auf ein anderes Gebiet verlagern, indem die Einsparungen, welche man durch die Herstellung eines Produktes mit weniger Energie macht, für den Erwerb von anderen Produkten verwendet werden. Z.B. Einsparungen, welche man beim Kauf eines neuen Autos mit effizienterem Motor macht, ohne dessen Gewicht, Kraft, Ausstattung oder Gebrauch zu erhöhen, werden dann etwa frei für ... das Flugticket für die nächsten Ferien!

Ein gutes Gewissen ist nicht teuer!

Dieses Phänomen ist besonders machtvoll und heimtückisch, wenn die Konsument*innen, bombardiert mit oberflächlichen ökologischen Informationen, die ein latentes Schuldgefühl hervorrufen, sich – meist unbewusst – für ein «effizientes» Produkt oder eine «effiziente» Verhaltensweise entscheiden, um sich ein gutes Gewissen zu erkaufen und sich in der Folge nicht weiter um die ökologisch problematischsten Aspekte ihres Lebensstils kümmern zu müssen. So zum Beispiel beim Bau eines «Minergie»-Hauses, dessen grössere Energieeffizienz durch den Lebensstil, welcher mit der «urbanen» Lebensweise einhergeht, mehr als aufgehoben



wird, insbesondere durch die Zunahme der Fahrdistanzen und der beheizten Fläche pro Person. Dasselbe Phänomen kann man in Supermärkten beobachten, wo durch Hinzufügen von zwei «ethischen» Bananen oder drei Biokoteletts der Inhalt des ganzen Einkaufswagens ethisch aufgewertet wird ... auch wenn eben gerade der Konsum von exotischen Produkten und Fleisch die grössten mit Nahrungsmitteln verbundenen Umweltprobleme verursacht.

«Ökologische» Reglementierungen, wie sie momentan en vogue sind, folgen derselben Logik. Es kann politisch interessant sein, über ein «grünes» Gesetz abstimmen zu lassen, welches die durchschnittliche Effizienz der Haushaltsapparate erhöht oder die Abgasemissionen der Autos reduziert. Da jedoch die Zunahme der Stückzahl und der Leistungsfähigkeit den Effizienzgewinn übersteigt, ist das Resultat zwar «ökologisch» negativ, aber politisch interessant!

Der Grund des Problems ist also nicht technischer Natur, wie uns die aktuelle ökologische Orthodoxie glauben machen will, sondern politisch, zivilisatorisch und philosophisch. In produktivistischen Gesellschaften – seien sie kapitalistisch, sozialistisch oder kommunistisch – werden verbesserte Technologie und Effizienz unsere Probleme nicht lösen. Im Gegenteil: Sie haben die Tendenz, die Lage zu verschlimmern, indem sie neue Probleme und Bedürfnisse schaffen, es dabei aber erlauben, ein echtes Hinterfragen der Situation zu vermeiden. Die essenziellen Fragen beziehen sich auf das richtige Mass unserer materiellen Bedürfnisse, die Genügsamkeit und das Respektieren von Grenzen.

LITERATUR

Artikel erschienen in: «Moins! – Westschweizer Zeitschrift der Politischen Ökologie»

Hänggi, M. (2008) Wir Schwätzer im Treibhaus. Warum die Klimapolitik versagt. Zürich: Rotpunkt. Seiten 79 bis 86

Santarius, T. (2015) Der Rebound-Effekt. Ökonomische, psychische und soziale Herausforderungen für die Entkopplung von Wirtschaftswachstum und Energieverbrauch. Marburg: Metropolis.

Mirko Locatelli Übersetzung: Mirjam Bühler

Der Tod des Nächsten (Interview mit Luigi Zoja)

Luigi Zoja ist Psychoanalytiker aus Italien.

Er unterrichtete regelmässig am C.G. Jung Institut in Zürich und ist Autor von mehreren Essays und Büchern, u.a

«growth and guilt: psychology and the limits of development »

und «La morte del prossimo». Die Westschweizer Décroissance-Zeitung Moins!

hat im August 2013 mit ihm ein Interview über neue Technologien und deren soziale Konsequenzen geführt.

«Der Tod des Nächsten», dieser Titel lässt einen nicht gleichgültig. Woher stammt diese Idee?

Jahrhundertlang wurde die jüdisch-christliche Moral von einem doppelten Gebot regiert: Liebe Gott und deinen Nächsten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts verkündete Nietzsche lautstark: «Gott ist tot!»

Selbst diejenigen, welche ihre religiösen Gefühle beibehalten haben, erkennen heute den prophetischen Charakter dieser Feststellung, ob sie Nietzsche mögen oder nicht. In der westlichen Welt hat die Religion aufgehört kollektiver Diskurs zu sein, sie ist immer mehr eine persönliche, private Angelegenheit. Wäre es nicht an der Zeit, nun, da mehr als ein Jahrhundert verstrichen ist, zu verkünden, was längst alle festgestellt haben? Der Nächste ist ebenfalls tot!

Was ist Schuld an diesem Verschwinden des Nächsten?

Meines Erachtens erklären zwei wichtige, unumkehrbare Entwicklungen diesen Tod. Einerseits liegt es am Aufkommen der Massengesellschaft, an der Anonymität und dem Ausmass an Entfremdung. Von Rousseau bis Hegel, vom Marxismus bis zum Existenzialismus haben seither nur wenige Konzepte so tiefe Spuren hinterlassen. Es ist eine Tatsache, dass man heute etwas weniger und konfuser darüber spricht. Dies liegt daran, dass die Entfremdung – diejenige gegenüber anderen Personen und Dingen – sich immer mehr manifestiert; durch ihre Omnipräsenz aber wird sie für uns unsichtbar. Laut den im Jahr 2008 veröffentlichten Zahlen der UNO lebt die Mehrheit der Weltbevölkerung in urbanen Gebieten. Das wirkliche Ausmass dieser Veränderung kann man heute noch nicht abschätzen. Bis vor nicht einmal einem Jahrhundert lebten noch mehr als 90 Prozent der Menschen auf dem Land, auch in den westlichen Ländern. Die Wirtschaft und das soziale Leben fand vor allem auf lokaler Ebene statt, man verbrachte das ganze Leben an seinem Geburtsort und kannte nicht mehr als 200 bis 300 Personen.

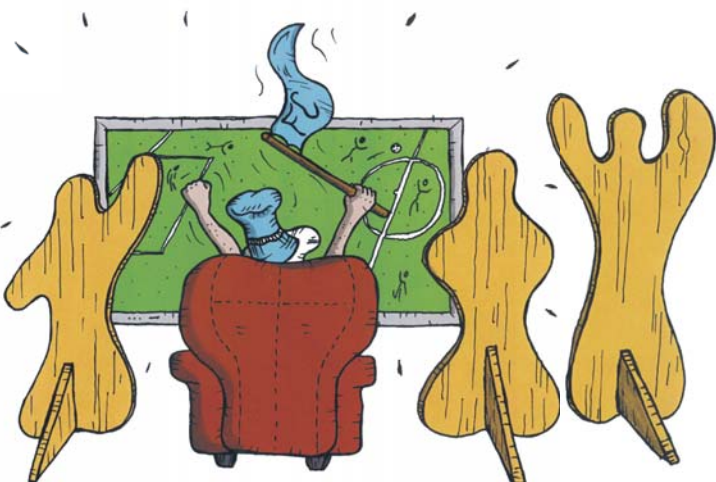
Heute entspricht dies der durchschnittlichen Anzahl Freund*innen auf Facebook ...

Das stimmt. Aber bevor wir zu den technischen Fragen übergehen, sollte man die neue urbane Realität der Mehrheit der Menschen genau aufzeigen. In der Stadt, sei dies auf der Strasse oder im Einkaufszentrum, begegnet man Tausenden neuen Gesichtern, und dies nicht in einem Leben, sondern an einem einzigen Tag. Aus den Neurowissenschaften wissen wir, dass sich unser Nervensystem um einiges langsamer entwickelt hat als die Komplexität unserer Gesellschaften. Die Anzahl Personen, deren Anwesenheit wir zu erkennen und uns einzuprägen fähig sind, ist beschränkt (anscheinend auf 150 bis 200 Personen). Diese explosionsartige Zunahme der Anzahl Unbekannter, denen wir täglich begegnen, versetzt unser Gehirn in einen ständigen Alarmzustand. Daraus resultiert Stress und Misstrauen, aber auch der Verlust von Reflexen, die für unsere Vorfahren noch natürlich waren, wie z.B. einem unbekannten Gesicht zuzulächeln. Um sich zu beruhigen, schaltet man den Fernseher ein: Das unpersönliche und anonyme Lächeln der Stars des Bildschirms stellt für viele ihre neue, technologische und standardisierte Familie dar.

Somit kommen wir nun zu den technischen Aspekten.

Intuitiv spielt die Entwicklung der neuen Kommunikationstechnologien meiner Meinung nach eine wichtige Rolle in der Konfiguration der neuen sozialen Beziehungen. Ich sage intuitiv, da diese Innovationen so neu sind, dass wir noch über keine Langzeitstudien verfügen, mit denen wir die düsteren Gefühle erklären könnten, die man oft in öffentlichen Verkehrsmitteln verspürt, wenn man von Passagieren umgeben ist, deren Blick auf ihre iPhones geheftet ist.

Es gibt jedoch vielsagende Zahlen: In England sei die durchschnittliche Zeit, welche täglich elektronischen Kommunikationsmedien gewidmet wird, von 4 Stunden im Jahr 1987 in nur 20 Jahren auf das Doppelte gestiegen; während derselben Zeitspanne sei die Anzahl Stunden für Gespräche mit realen Personen von 6 auf 2 Stunden geschrumpft. Alles lässt darauf schliessen, dass diese Abnahme weitergeht: Es ist nicht unmöglich, dass wir heute nicht mehr als eine Stunde direkte Konversation mit physischem Kontakt führen.



Den Eindruck, der diese Betrachtungen erweckt, ist derjenige einer grossen Einsamkeit ...

In Japan verkörpern die jungen Hikikomori sozusagen die Avantgarde einer neuen psychologischen Ausrichtung nach dem Entfernten, auf Kosten des Nahestehenden. Doktor Tamaki Saito, der sein Werk «The Missing Million» diesem psychologischen und sozialen Phänomen gewidmet hat, behauptet, dass das Universum der Hikikomori sich auf ihre Bildschirme und Zimmer beschränkt, aus denen sie praktisch nie hinausgehen. Dieses sozialpsychologische Phänomen ist auch bei uns bekannt und wird von Wissenschaftler*innen als Neet (Not currently engaged in Employment, Education or Training) bezeichnet. Es handelt sich dabei um abwesend wirkende Individuen, deren Rückzug oft durch eine mangelnde Anpassungsfähigkeit an die immer wettbewerbsorientiertere und brutalere Arbeitswelt zum Ausdruck kommt. Mehr als eine Krankheit stellt ihre Existenz die Verleugnung eines Wirtschaftssystems dar, welches selbst als krankhaft bezeichnet werden kann.

Dennoch werden die neuen Technologien in technophilen Diskursen regelmässig als soziales Integrationsmittel dargestellt ...

Auch wenn die Hikikomori/Neet Extremfälle zu sein scheinen, so ist es doch schwierig zu leugnen, dass der Bildschirm, welcher ursprünglich konzipiert wurde, um Leute zusammenzubringen, heute eine entgegengesetzte Funktion hat. Und da sich der/die andere immer mehr entfernt, beschränkt sich das Bedürfnis eines jeden, zu lieben, schlussendlich sehr oft auf sich selbst. Das Zurückgreifen auf das Pronomen «ich» («I» auf Englisch) bei vielen Erfolgsprodukten – iPhone, iPad, etc. – ist Zeuge der schwindenden Scham vor Narzissmus, welche in den meisten traditionellen Kulturen ein normaler Charakterzug war. Wenn man jedoch von Zusammenkommen spricht, darf man dabei nicht vergessen, dass es zwischen einer Begegnung auf der Strasse und einer virtuellen Begegnung im Internet grundlegende Unterschiede gibt.

Was sind also die Unterschiede zwischen einem Blog und einem öffentlichen Platz?

Natürlich gibt es mehrere. Dabei scheint mir jedoch einer besonders wichtig, den ich anhand von Erkenntnissen aus der Neurowissenschaft und Analogien zu erläutern versuche. Dank Technologie können wir uns an Musik hervorragender Qualität erfreuen, während wir gemütlich auf dem Sofa sitzen. Und dennoch gehen wir weiterhin an Konzerte. Auch wenn dies ein umstrittenes Beispiel sein mag; Die gleiche Überlegung gilt auch für Fussballspiele im Stadion. Warum nehmen wir das Risiko in Kauf, vom Lärm des Sitznachbarn oder vom Hut eines anderen Zuschauers gestört zu werden? Weil die Nähe des anderen unsere Gefühle verstärkt. Es ist das bekannte Spiel der «Spiegelneuronen», welche anhand zahlreicher Studien der Sozialpsychologie untersucht worden sind. Damit sie aktiviert werden, müssen unsere Sinne die Handlung eines Gegenübers erkennen. So läuft etwa einem Affen das Wasser im Mund zusammen, wenn er einen anderen eine Banane essen sieht, oder er verzieht sein Gesicht in Anbetracht der Verletzung eines Artgenossen. Unsere Spiegelneuronen werden auch durch das Betrachten am Bildschirm aktiviert, aber auf eine deutlich schwächere Art und Weise als bei direkten Erlebnissen. Dasselbe gilt auch für politische Aktionen, die sich viel tiefer verankern, wenn wir sie in der realen Welt an Stelle der virtuellen erleben.

Was politische Aktionen anbelangt:

Wie sehen Sie die aktuelle kritische Generation?

Ich wurde im Jahr 1943 geboren, und auch wenn ich während den 68er Aufständen in der Schweiz arbeitete, erlebte ich diese Ereignisse hautnah mit. Es handelte sich um eine Generation, die ich als extrovertiert und laut bezeichnen würde, die anschliessend für eine Reihe von «terroristischen» Anschlägen verantwortlich gemacht wurde, sich verirrt und schliesslich schnell im grossen Tümpel der Konsumwelt landete.

Heute scheint mir die kritische Generation im Westen einiges introvertierter und ruhiger, trotz der Inflation an Kommunikationskanälen. Es fehlt ihr an Räumen, wo sie sich treffen könnte. Aber sie scheint mir grösser zu sein, als vor 40 Jahren. Und sie ist auch weniger bereit, sich zu fügen, auch wenn dies nur daher kommt, dass sie im aktuellen Kontext keinen Grund mehr dazu hat ...

Gibt es also Hoffnung darauf, die Tendenz der Entfremdung umkehren zu können?

Wenn es Hoffnung gibt, dann in der Suche nach einer «psychophysischen Einheit». Diese Einheit ist ein empfundenes Bedürfnis einer wachsenden Anzahl Personen, die merken, dass sie mehr Befriedigung empfinden, wenn sie einen Brief von Hand schreiben, als mit Hilfe einer Tastatur, dass sie mehr Lust empfinden, wenn sie mit dem Fahrrad unterwegs sind als mit dem Auto, oder dass sie die Freude an der landwirtschaftlichen Arbeit wiederentdecken. Leroi-Gourhan hat bewiesen, dass die Hand nicht nur zur Ausführung von Aktivitäten dient, welche vom Kopf entschieden werden, sondern dass es sich um einen zirkulären Prozess handelt: Hände produzieren auch Gedanken. Daher ist es notwendig, gegenüber Technologien, welche unsere Hände passiv machen, wachsam zu sein.

LITERATUR

Artikel erschienen in: «Moins! – Westschweizer Zeitschrift der Politischen Ökologie»

Zoja, L. (1995) Growth and Guilt: Psychology and the Limits of Development. London: Routledge.

Zoja, L. (2009) La morte del prossimo. Turin: Einaudi.

Helmut Knolle

3-D-Druck: Lösung oder Problem?

**Ein neues Produkt
der Hochtechnologie weckt kühne Hoffnungen,
auch in der alternativen Szene:
der 3-D-Drucker. Aber Skepsis ist angebracht.**

Alles begann mit der Arbeitsteilung. Lange bevor Dampfmaschinen die Muskelkraft ersetzen, wurde in den ersten Fabriken die Produktivität der Arbeit durch Arbeitsteilung mehr als hundertfach gesteigert. Adam Smith, der Ahnherr der modernen Nationalökonomie, beschrieb die Arbeitsabläufe in einer Fabrik für Stecknadeln, die mit zehn Arbeitskräften täglich 48 000 Nadeln herstellte. «Der eine Arbeiter zieht den Draht, der andere streckt ihn, ein dritter schneidet ihn, ein vierter spitzt ihn zu, ein fünfter schleift das obere Ende, damit der Kopf aufgesetzt werden kann.» Der Unternehmer, dem die Fabrik gehörte, hatte zwar am Anfang erhebliche Kosten, um die Fabrik einzurichten (die Fixkosten), aber danach waren die Kosten für die Produktion jeder einzelnen Stecknadel (die Grenzkosten) minimal.

Die Zerlegung von Produktionsprozessen in kleinste Arbeitsschritte wurde im frühen 20. Jahrhundert perfektioniert und zur Fließbandtechnik erweitert. Diese beherrscht heute die Produktion fast aller Massenkonsumgüter. Ihr Vorteil ist die Verbilligung der Produkte, ihre Nachteile sind der Zwang zur Massenproduktion und der Trend zur Konzentration des Kapitals in multinationalen Konzernen, denen die Lohnabhängigen ohnmächtig gegenüberstehen. Um sich aus dieser Knechtschaft zu befreien, wird nun vorgeschlagen, die Arbeitsteilung teilweise rückgängig zu machen und die Aufspaltung in den produzierenden und den konsumierenden Menschen zu überwinden. Jeder Mensch soll ein «Prosument» werden, der für den eigenen Konsum produziert und seine Überschüsse an Freunde und Freundinnen verschenkt oder im Internet zum Tausch anbietet. Ist das möglich, ohne auf alle Errungenschaften der modernen Technik zu verzichten? Es gibt Leute, die das glauben. Sie setzen ihre Hoffnung auf ein neues Produkt der Hochtechnologie, den 3-D-Drucker, und auf die Tatsache, dass digitalisierte Informationen fast ohne Kosten millionenfach vervielfältigt und weltweit verbreitet werden können. In vorderster Reihe steht hier der Amerikaner Jeremy Rifkin mit seinem Buch «Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft», das 2014 auf Deutsch erschienen ist. Der Untertitel «Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus» weckt hohe Erwartungen.

Glaubt man Rifkin, dann wird in Zukunft die Güterproduktion nicht mehr in grossen Fabrikhallen stattfinden, sondern in kleinen, dezentralen Werkstätten, die mit einem 3-D-Drucker ausgerüstet sind. Die Konstruktionspläne für die verschiedensten Geräte und Maschinen wären quelloffen (open source), d.h. im Internet kostenlos erhältlich, und die Rohstoffe könnten aus lokalen Quellen bezogen werden. Als Beispiel nennt er den 3-D-Druck von Glaswaren aus Sand, der mit einer starken Linse unter der Sonne geschmolzen wird. Damit wäre dann die Trennung des Arbeiters von den Produktionsmitteln, die am Beginn der kapitalistischen Ära stand, aufgehoben – jeder Mensch könnte seine eigene Fabrik betreiben und im Internet fast kostenlos für seine Produkte werben. Der Kapitalismus wäre überwunden, und die neue Produktionsweise wäre auch noch ökologisch und extrem billig. Mit den Worten von Rifkin: «(Das) bedeutet, dass praktisch jeder auf der ganzen Welt zum Prosumenten werden kann, der mittels quelloffener Software seine eigenen Produkte produziert, entweder zur eigenen Verwendung oder um sie zu teilen. Der Produktionsprozess selbst verbraucht nur ein Zehntel des Materials einer konventionellen Herstellung und bedarf bei der eigentlichen Fertigung des Produkts nur sehr wenig menschlicher Arbeitskraft. Die Energie, die bei der Produktion verbraucht wird, stammt aus erneuerbaren Ressourcen, die direkt vor Ort oder wenigstens lokal zu nahezu null Grenzkosten geerntet wird. Und schliesslich wird das Produkt auch noch in Elektrofahrzeugen geliefert ...» [S. 137 f.]

Rifkin berichtet, dass heute schon Autokarosserien aus Plastik dreidimensional gedruckt werden können. Aber was bringt das, wenn Motor und Chassis wie bisher aus Stahl gegossen und geschmiedet werden, bei Temperaturen von mehr als 1000° Celsius? Allen Fragen der technischen Machbarkeit, der Qualitätskontrolle, der Sicherheitsstandards und des Verbrauchs von Energie weicht er aus. Insgesamt entsteht der Eindruck, dass der 3-D-Druck nur in einigen sehr speziellen Bereichen die Produktion in der Fabrik ersetzen kann. Dass er den Kapitalismus zum Rückzug zwingen wird, ist nichts als ein frommer Wunsch, denn Fahrzeuge des öffentlichen Verkehrs, Eisenbahnschienen, Computer und selbst Fahrräder (die nicht beim ersten Schlagloch zusammenbrechen) werden auch in Zukunft in Grossbetrieben produziert werden. Anstatt uns Träumen à la Rifkin hinzugeben, sollten wir lieber davor warnen, dass der 3-D-Druck, wenn er unreflektiert und massenhaft angewendet wird, riesige Mengen von neuem Wohlstandsmüll hervorbringen könnte.

LITERATUR

- Rifkin, J. (2014) Die Null-Grenzkosten-Gesellschaft. Das Internet der Dinge, kollaboratives Gemeingut und der Rückzug des Kapitalismus. Frankfurt am Main: Campus.
- Haug, W.F. (2003) High-Tech-Kapitalismus: Hamburg.



Im Rahmen der **Transition-Town-Bewegung** (etwa "Stadt im Wandel") gestalten seit 2006 Umwelt- und Nachhaltigkeitsinitiativen als selbst-organisierte Gruppen von EinwohnerInnen in vielen Städten und Gemeinden der Welt den geplanten Übergang in eine postfossile, relokalisierte Wirtschaft. Dazu erschaffen sie eine Vision vom "Guten Leben" und beginnen mit verfügbaren Mitteln und Fähigkeiten der Mitmachenden diese zu verwirklichen.

In Bern gibt es seit 2013 eine Transition Gruppe. Sei dabei in Bern / deinem Quartier!

www.transitionbern.ch

Melde dich für unseren Newsletter an:
<http://lists.websource.ch/listinfo/etib-info>

Schreibe uns ein Mail: etib@websource.ch

Schau was international läuft und **starte eine Transition Gruppe in deiner Stadt oder Gemeinde!**
www.transitionnetwork.org



BaselWandel
Müllheimerstr. 77
4057 Basel

baselwandel@gmail.com

www.baselwandel.ch

Vernetzungsplattform für zukunftstauglichen sozialen, ökologischen, kulturellen und ökonomischen Wandel in der Region Basel

Offene Runde

Die Vernetzungssitzung für deine Ideen und Projekte
Jeden ersten Montag im Monat um 19:00

SamstagsTreff

Essen, Trinken und Vernetzen
Jeden Samstag von 11:00 - 15:00

WandelKalender

Wasläuft wann wo?
Bottom-Up, Aktivismus
Umwelt, Kapitalismuskritik
Urban Gardening, Klimawandel
Upcycling, Permakultur, Geldsystem, DIY, etc.

DANACH jetzt
Gemeinsam einen zukunftsfähigen Lebensstil gestalten

DANACH

Der Verein DANACH organisiert seit 2012 Veranstaltungen für Austausch und Vernetzung von Menschen, Ideen, Initiativen und Organisationen die sich für den Wandel hin zu einer zukunftsfähigen Wirtschaft und Gesellschaft einsetzen. DANACH ist jetzt, denn die Zukunft hat gestern begonnen. Um in der Welt von morgen allen ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen, welches zudem unsere Lebensgrundlage nicht noch weiter zerstört, müssen wir tiefgreifende Veränderungen vornehmen.

Teilen und Schenken – die Kollaborative Wirtschaft

Für das DANACH braucht es eine neue Art des Wirtschaftens und Zusammenlebens, welche mit dem Begriff 'kollaborative Wirtschaft' zusammengefasst werden kann (von Sharing Economy und Social Entrepreneurship bis hin zu Basisgenossenschaften und Landwirtschaftskooperativen).

Toolbox für den Wandel

Unser aktuelles Projekt «Transposium» bietet eine Austauschplattform für Projekte der Schweiz und des benachbarten Auslandes. Voneinander lernen ist die Devise. Konzepte und Ideen, für den Umbau des Geldsystems und der Wirtschaft werden ausgetauscht, geteilt und verbreitet. So kann DANACH, zusammen mit allen, die sich als Teil dieser Bewegung sehen, das Wissen, wie ein Wandel zu einem zukunftsfähigen Wirtschaftssystem gelingen kann, laufend ausbauen. So entsteht die Toolbox für den Wandel.

Andrea Vetter

Konviviale Technik für eine Décroissance-

Die Hoffnung auf eine technische Lösung aller sozialen und ökologischen Probleme ist in der öffentlichen Diskussion immer noch hoch. Technik soll Probleme lösen, die sie teilweise selbst erst verursacht hat. Viele Menschen fühlen sich ohnmächtig angesichts technischer Neuerungen und akzeptieren sie wie Naturgesetze. Aus einer Postwachstumsperspektive brauchen wir daher einen positiven Begriff für eine wünschenswerte, lebensfreundliche Technik. Ich schlage konviviale Technik als einen solchen Begriff vor.

Was ist konviviale Technik?

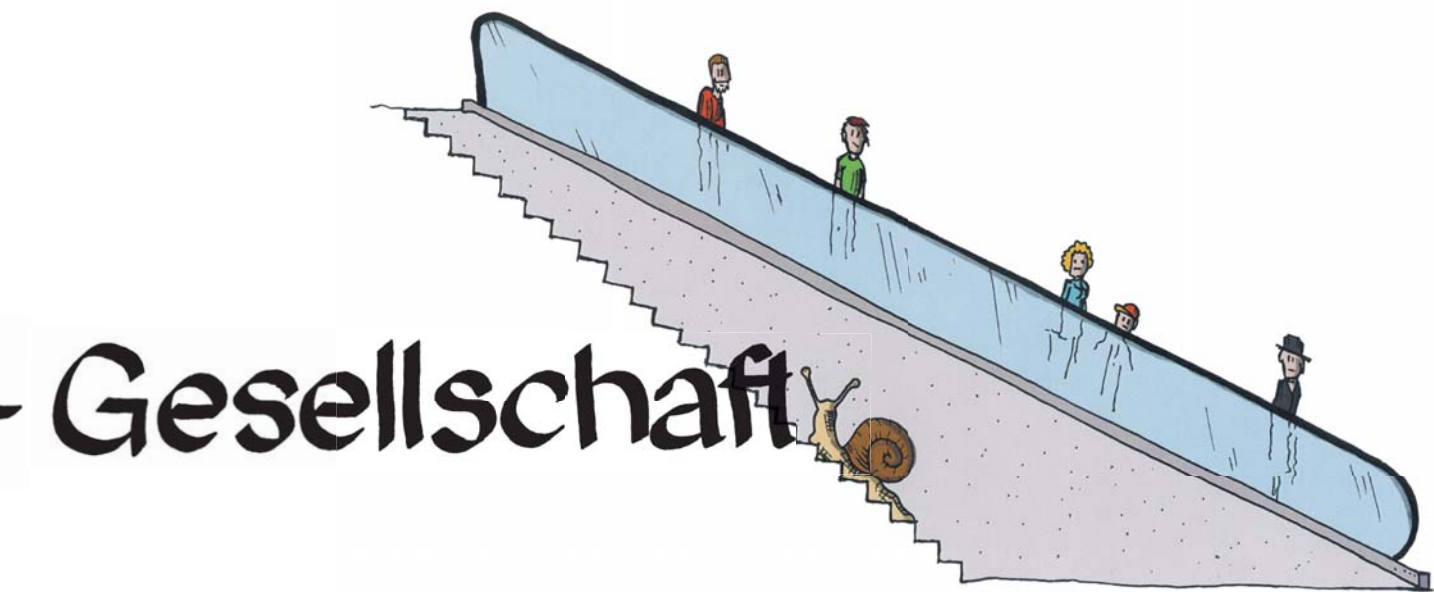
«Konvivial» ist eine Technik, die über «grüne» Technik hinausgeht: eine Technik, die nicht nur umwelt-, sondern in einem umfassenden Sinn lebensfreundlich ist. Konvivial ist ein lateinisches Wort, das es in vielen europäischen Sprachen gibt, und das so viel wie lebensfreundlich, gesellig, gemeinschaftlich bedeutet. Das theoretische Konzept der Konvivialität beschreibt den Umstand der gegenseitigen Verbundenheit und des wechselseitigen Aufeinander-Angewiesen-Seins (Interdependenz). Um zu überlegen, inwiefern eine Technik konvivial ist, muss also genau hingeschaut werden, was sie mit und zwischen den Menschen macht, die sie herstellen und nutzen; aber auch, wie sie sich zu anderen lebendigen Wesen verhält. Dadurch wird deutlich, dass zum Beispiel Offshore-Windkraftanlagen zwar öko-effizient und «grün» sein mögen, aber keine konvivialen Technologien sind: Eine solche Anlage macht enorm abhängig von weit entfernter Energieproduktion und riesigen und anfälligen Infrastrukturen, die zentral gelenkt werden müssen.

Wo gibt es schon konviviale Technik?

Es gibt bereits viele Menschen, die sich in den verschiedenen Dimensionen der konvivialen Technik mit der Entwicklung solcher Technologien beschäftigen. Besonders hervorzuheben ist zum einen die Permakultur, zum anderen Open Source Hardware. Sie folgen dabei jedoch ganz unterschiedlichen Leitbildern. Permakultur Design bemüht sich darum, Techniken im Bereich der Energie- und Wassergewinnung und -speicherung oder der Erhöhung der Bodenfruchtbarkeit zu entwickeln, die sich an ökologischen Kreisläufen orientieren – dabei entstehen Lösungen wie die Terra-Preta-Kompost-Toilette. Open Source Hardware orientiert sich an der maximal möglichen Offenheit und Zugänglichkeit von Technikentwicklung, das bedeutet, dass Baupläne und -anleitungen im Internet dokumentiert werden, wie beim Bicitractor, einem Fahrradtraktor für die Bodenbearbeitung in der Landwirtschaft. Allen Initiativen, die konviviale Technik entwickeln, ist jedoch gemeinsam, dass sie sich für eine technologische Alphabetisierung einsetzen; also dafür, dass mehr Menschen technische Zusammenhänge verstehen lernen und sie damit auch als veränderbar begreifen, und dass so eine gebrauchswertorientierte Technik entsteht. Das lässt sich nicht im Gegensatz von Low Tech und High Tech fassen: konviviale Technik kann beides sein, ist aber immer an den jeweiligen Kontext angepasst.

Wie kann beurteilt werden, was eine konviviale Technik ist?

In Auseinandersetzung mit den Leitwerten verschiedener Gruppen, die konviviale Techniken entwerfen, habe ich im Rahmen meiner Doktorarbeit an der Humboldt Universität in Berlin die Matrix für konviviale Technik entwickelt – ein Gitter-Raster zum Selbstauffüllen, anhand dessen die konvivialeren und weniger konvivialen Seiten eines bestimmten technischen Produkts oder einer Technologie diskutierbar und sichtbar gemacht werden können. Die Matrix hat fünf Dimensionen – Verbundenheit, Zugänglichkeit, Anpassungsfähigkeit, Wechselwirkung mit dem Lebendigen und Sparsamkeit –, die jede einen anderen Aspekt von Konvivialität beleuchten. Ausserdem hat sie vier Ebenen, welche die verschiedenen Stadien im «Leben» einer Technik beschreiben: die Ausgangsmaterialien, die Fertigung, die Nutzung und die (für die Nutzung notwendige) Infrastruktur.



Auto und Velo – ein Beispiel

Als Beispiel könnte man ein kleines, in einer italienischen Fabrik gebautes Auto und ein in einer Werkstatt in der Schweiz selbst gebautes Lastenvelo nehmen. Auf der Ebene der Materialien – vor allem in den Dimensionen Verbundenheit, Wechselwirkung mit dem Lebendigen und Sparsamkeit – wird deutlich, dass die verbauten Materialien ähnliche Auswirkungen haben: Stahl und Aluminium, Gummi und Kunststoffe sind alle gefertigt in Fabriken, die nicht selbstverwaltet sind, sondern strengen Hierarchien unterliegen und häufig eine hohe Gefährdung für die Gesundheit von Menschen und anderen Lebewesen bedeuten. Die Materialien werden unter hohem Einsatz fossiler Energien gewonnen und in grossen Stückzahlen verarbeitet. Auf der Ebene der Fertigung zeigen sich jedoch deutliche Unterschiede, vor allem in den Dimensionen Verbundenheit, Zugänglichkeit und Anpassungsfähigkeit: während das Auto marktorientiert in einer hierarchischen und zentralisierten Fabrik, die einem Investor gehört, gefertigt wird, wird das Velo in einem Kooperations fördernden Umfeld gemeinschaftlich an den Bedürfnissen der Nutzenden orientiert gebaut und erhöht dadurch das Wissen und Können der Beteiligten erheblich. Es kann mit Alltagswerkzeugen in kleiner Stückzahl hergestellt werden. Diese Vorteile treten jedoch nur auf, weil das Velo selbst gebaut wird – bei einem gekauften Rad wären sowohl die Ebenen Materialien als auch Fertigung relativ ähnlich. Einzig bei den Dimensionen Zugänglichkeit und Anpassungsfähigkeit zeigen sich in jedem Fall leichte Unterschiede: Das Wissen um den Bau des Fahrrads ist allgemeiner verbreitet als das Wissen um den Bau des Autos, das zumindest in Teilen aus patentierten Teilen besteht; weil das Fahrrad kleiner ist, ist es auch erheblich preisgünstiger. Eklatante Unterschiede zeigen sich dagegen auf jeden Fall in der Nutzung, und dabei vor allem in der Zugänglichkeit, der Wechselwirkung mit dem Lebendigen und bei der Sparsamkeit: das Velo trägt zur Gesundheit der Nutzenden bei und verhält sich neutral gegenüber anderem Leben, während das Auto für Tod und Verletzungen tausender Menschen und Tiere jährlich durch Abgase und Unfälle verantwortlich ist. Das Auto kann kaum mehr selbst repariert werden und ist überdimensioniert statt angemessen: Um einen Menschen zu transportieren, werden über 2 Tonnen bewegt. Zudem benötigt es grosse Mengen an fossilen Energien. Beide Fahrzeuge können dem Nutzenden jedoch grosse Freude machen – das ist individuell sicherlich

sehr verschieden. Auf der Ebene der Infrastruktur zeigen sich wiederum gar nicht so grosse Unterschiede: beide Verkehrsmittel sind auf ein funktionierendes Strassennetz angewiesen, mit ganz ähnlichen Auswirkungen bezüglich Bodenversiegelung und Verunstaltung von Städten und Landschaften.

Insgesamt wird deutlich, dass das Velo vor allem in der Nutzung, bei Selbstbau auch in der Fertigung, deutlich konvivialer als das Auto ist. Die Matrix bietet konkrete Anhaltspunkte, über eine stärkere Konvivialität von Materialien und Infrastruktur nachzudenken: vielleicht besser das Bike aus Bambus oder recyceltem Schrott statt fertigen Vierkantrohren bauen? Dann wiederum wird vielleicht der Selbstbau schwieriger, weil mehr Spezialkenntnisse notwendig sind. Wie könnte eine lebensfreundliche Velo-Infrastruktur aussehen? Vielleicht mit Schotterwegen statt Teerstrassen? Die Matrix hinterlässt einige Gewissheiten, und viele offene Fragen. Und genau so ist sie auch gemeint.

LITERATUR UND LINKS

Ein sehr unterhaltsamer und erhellender Einblick in die Technikgeschichte:

Marcel, H. (2015) Fortschrittsgeschichten. Für einen guten Umgang mit Technik: Fischer Verlag.

Hier gibt es in Kürze einen Bildungsbaustein für einen Workshop zu konvivialer Technik mit Matrix zum Selbstauffüllen: www.endlich-wachstum.de

Bei der «Solution Library» des internationalen Ökodorf-Netzwerks gibt es konviviale Techniken zum Nachbauen: www.solution.ecovillage.org/de

Christa Ammann

Befreiung von der Werbeindustrie?!

Werbekritik löst häufig Irritationen und Unverständnis aus. Dabei fällt es den meisten Menschen deutlich einfacher, zehn Werbesprüche aufzuzählen oder zehn Logos zu erkennen, als beispielsweise zehn Blumen zu benennen. Werbung drängt sich in unseren Gesellschaften in den Vordergrund. Es braucht Widerstand.

Die Werbeindustrie ist ein zentrales Element in der heutigen Konsumgesellschaft und trägt dazu bei, dass wir unsere eigene Lebensgrundlage zerstören. Tagtäglich sehen wir bewusst oder unbewusst mehrere hundert kommerzielle Werbefotos, welche ein einziges Ziel verfolgen: uns zum Kauf eines Produktes zu bewegen und so dazu beizutragen, dass das von Wachstum abhängige Wirtschaftssystem weiter funktionieren kann.

Früher beschränkte sich die Werbung auf den Ort des Handels, z. B. bei einem Marktstand oder einem Laden. Durch die industrielle Revolution seit den 1850er Jahren und der damit verbundenen Überproduktion begann auch die Trennung vom Ort der Werbung und dem Ort des Verkaufs.

Die Werbung entwickelte sich mit dieser Entkopplung zu einem eigenen Industriezweig mit zerstörerischen Auswirkungen. Gemäss der Stiftung Werbestatistik Schweiz betrug der Netto-Werbeumsatz 2014 4,2 Milliarden CHF.

Für Produkte und Güter, die notwendig sind, um Grundbedürfnisse abzudecken, wird kaum Werbung gemacht. Die Werbung dient primär dazu, uns zum Kauf von nicht zwingend notwendigen Gütern anzuregen, indem das Produkt durch die Werbefoto mit positiven Gefühlen verknüpft wird. Die Werbeindustrie verfolgt Ziele und hat Auswirkungen, die einer Décroissance-Gesellschaft zuwiderlaufen.

Wider verschiedene Kulturen und den gesellschaftlichen Zusammenhalt

Vielfalt stört die Werbeindustrie. Ziel der Werbeindustrie ist es, in möglichst wenig Zeit immer mehr Profit zu generieren. Unterschiedliche Lebensweisen, Kulturen und Sprachen «stören» deshalb, weil das Ziel eine Standardisierung der Welt ist. Global sollen dieselben oder ähnlichen Produkte konsumiert werden, und die Werbeindustrie versucht, weltweit die gleichen Gefühle und Werte an gewisse Produkte zu koppeln.

Die Werbefotos propagieren überall Gegenwerte: «Kauf dieses Auto und du wirst begehrt und frei sein», «Kaufe, konsumiere und du wirst existieren». Werbung vermittelt, dass wir alles konsumieren sollen, alle Bedürfnisse unmittelbar befriedigen können etc.

Zwischenmenschliches, persönliche Beziehungen und Bildung brauchen Zeit, um zu reifen. So stehen sie in einem Gegensatz zu den durch Werbung vermittelten Werten und der Illusion, Anerkennung über Konsumgüter erhalten zu können. Die geschickte Verbindung von Konsum und (emotionalen) Grundbedürfnissen der Menschen sollen dazu genutzt werden, dass die Menschen bestimmte Produkte konsumieren und so die Wirtschaft weiter wachsen kann.

Werbung zerstört die Umwelt

Wir befinden uns global betrachtet in einem extremen Ungleichgewicht. 20% der Menschen verbrauchen 80% der natürlichen Ressourcen. Die Ressourcen sind bekanntlich endlich. Um allen aktuell auf der Welt lebenden Menschen und den zukünftigen Generationen ein gutes Leben zu ermöglichen, braucht es eine gerechtere Verteilung und einen massiven Rückgang des Konsums in den reichen Ländern. Werbung als Instrument des Kapitals vermittelt genau das Gegenteil: sie animiert die Menschen zu verschwenderischem Verhalten. Damit wird das Wachstum angekurbelt und mehr und mehr die Umwelt zerstört.

Werbung zerstört die Pressefreiheit

Zeitungen, Radio und Fernsehen finanzieren sich zu einem grossen Teil über Werbung von mehrheitlich multinationalen Firmen. Als Folge davon werden Multis und die Werbeindustrie nur noch in äusserst seltenen Fällen kritisiert. Medien, welche ein breites Publikum erreichen wollen, müssen sich dieser Logik unterwerfen.

Die Werbeindustrie zerstört Arbeitsplätze

Die Werbeindustrie wird nicht müde zu betonen, dass Werbekritik und -reglementierungen Arbeitsplätze zerstören. Doch dieses Bild ist verzerrt: Die Werbeindustrie dient vor allem den multinationalen Firmen und Grossunternehmen, welche in der Regel im Verhältnis zum Umsatz wenig Personen beschäftigen und enorme Lohnunterschiede aufweisen. Es sind nicht der Gemüsestand auf dem Wochenmarkt oder der kleine Bücherladen um die Ecke, welche die Werbeflächen im Quartier benutzen. Werbung wird von Firmen genutzt, welche Massenprodukte verkaufen oder über riesige Ladenflächen verfügen – also im Verhältnis zu der Menge Produkte wenig Arbeitsplätze generieren – und somit den kleinen Geschäften, die lokale, vielfältige und in der Summe mehr Arbeitsplätze schaffen, das Wasser abgraben.

Werbung höhlt die Demokratie aus und macht Politisches zum Produkt

Die Werbeindustrie ist ein totalitäres System, welches sich durch einseitige Kommunikation auszeichnet. Ein einzelner Mensch hat nicht die Mittel, einer Firma zu widersprechen, die Millionen ausgibt um falsche Versprechungen von Glück zu verbreiten.

Es wird in bewohnten Gebieten immer schwieriger, den Blick an einen Ort schweifen zu lassen, wo keine einzige Werbebotschaft sichtbar ist – durch Werbung werden alle nur möglichen Flächen eingenommen – Werbung ist omnipräsent. «Freiheit» ist nur einer von vielen Begriffen, die durch jahrelange gezielte Verknüpfung mit dem Konsum eines Produktes, ausgehöhlt und verzerrt worden sind. Die einzige Freiheit, die uns die Werbeindustrie lässt, ist diejenige, zu konsumieren.

Da Werbung so erfolgreich ist, nutzen auch Parteien und Politiker*innen deren Instrumente und Methoden. Sie machen sich selbst zu einem Produkt. Werbung macht aber nichts anderes, als politische Werte zu nutzen, um den Konsum anzukurbeln; damit wird ein Ausverkauf dieser Werte betrieben. Begriffe wie «Umverteilung», «Nachhaltigkeit» oder «Gerechtigkeit» werden so zu leeren Worthülsen ohne realpolitischen Inhalt mit positiven Auswirkungen für Mensch und Umwelt. Das Produkt ist die Person oder die Partei, die eigentliche politische Botschaft ist nur noch Mittel zum Zweck. Ein grosser Teil der Energie und Ressourcen wird dafür aufgewendet, bestimmte politische Werte durch geschickte Werbebotschaften mit einer Partei zu verknüpfen und nicht dafür, diese in der Realität umzusetzen. Das eigentliche «Produkt», welches die Wähler*innen konsumieren (also wählen) sollen, ist ein*e Politiker*in oder eine Partei. Ob sich diese dann effektiv um Massnahmen kümmern, welche den vermittelten politischen Anliegen und Zielsetzungen dienlich sind, wird sekundär.

Steter Tropfen höhlt den Stein

Ein erster wichtiger Schritt, um etwas gegen diese zerstörerische Industrie zu unternehmen, ist die Einsicht, dass wir alle durch Werbung beeinflusst sind: Die meisten Menschen können eher zehn Werbesprüche aufzählen oder zehn Logos erkennen, als beispielsweise zehn Blumen benennen.

Auf gesellschaftlicher Ebene können wir uns dafür einsetzen, dass bestehende Reglementierungen für die Werbung eingehalten werden, dass diese verschärft werden oder dass sich die eigene Gemeinde damit auseinandersetzen muss, ob der öffentliche Raum frei von kommerzieller Werbung werden soll. Das Parlament der Stadt Fribourg hat im Herbst 2015 ein Postulat mit dieser Forderung abgelehnt, in Bern wird der entsprechende Vorstoss noch diskutiert werden müssen. Denkbar wäre in einem ersten Schritt auch, dass nur noch lokale Unternehmen (keine Ketten) in einem bestimmten Umkreis von ihrem Geschäft den öffentlichen Raum zu Werbezwecken nutzen dürfen.

In São Paulo und Grenoble gibt es bereits Einschränkungen für die Plakatierung im öffentlichen Raum, und die Städte sind entgegen der Prophezeiungen der Werbeindustrie nicht bankrott oder anderweitig untergegangen.

Auch auf individueller Ebene gibt es Ansatzpunkte: Es geht darum, sich bewusst zu machen, dass weder Konsum noch Geld oder Technik die höchsten Güter sind. Am eigenen Computer lässt sich ein Werbeblocker installieren, Konsum können wir reduzieren, ohne Lebensqualität zu verlieren, und mit Freund*innen lassen sich Aktionen planen, um auf die Problematik der allgegenwärtigen Werbung hinzuweisen.

Wir können unser eigenes Leben entrümpeln und mit weniger Gegenständen, Kleidung etc. auskommen. Wir können uns losgelöst von Werbung und Konsumgütern um uns selber, um unsere Freund*innen und um politische Anliegen kümmern.

LITERATUR UND LINKS

Lasn, K. (2008) Culture Jamming
– Das Manifest der Anti-Werbung.
Dritte, korrigierte Auflage: Orange-Press GmbH.

Marwitz, P. (2013) Überdruss im Überfluss.
Vom Ende der Konsumkultur. Münster: Unrast Verlag.

Aktive Gruppen in der Westschweiz und in Frankreich:
www.f-l-i-p.org | www.casseursdepub.org



Alessia Di Dio
Übersetzerin: Christa Ammann

Nach dem Muster der «nachhaltigen Entwicklung» besteht in der politischen Landschaft nun auch für das Konzept der «Gleichstellung» der Geschlechter ein Konsens von links bis rechts. Selbst wenn niemand mehr die Wichtigkeit der Überwindung der Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern in Frage stellt, ist es doch legitim, die erworbene Vorrangstellung des Konzepts der Gleichstellung im feministischen Diskurs zu hinterfragen und die Doppeldeutigkeit und die Limiten zu beleuchten.

Die Gleichstellung oder die Verallgemeinerung der männlichen Verhältnisse

Der Begriff der Gleichstellung ist im feministischen Diskurs dermassen zentral geworden, dass vergessen wird, dass er in den 70er Jahren, am Zenit der Frauenbewegung, eher eine zweitrangige Rolle spielte. Vor vierzig Jahren sind Frauen auf die Strasse gegangen, um gegen das Patriarchat zu kämpfen, für Autonomie und für die Befreiung von den Männern und dem Kapitalismus. Der feministische Diskurs war damals offen antisystemisch. Seine subversive Kraft kam aus der grundsätzlichen Anprangerung von Herrschaft, welche nicht an den Türen der Fabriken Halt machte, sondern das gesamte Leben durchdrang bis in den intimsten Bereich der Wohnung und des Schlafzimmers. Die Dimension der Herrschaft erscheint nicht im Konzept der Gleichstellung, welches auch die Tatsache verbirgt, dass die Diskriminierung der Frauen nicht nur eine Frage der Sitten oder einer schlichten Fehlfunktion der verbesserungsfähigen Institutionen ist, sondern das Resultat eines ausbeuterischen Systems, welches tief in den Strukturen unserer kapitalistischen und produktivistischen Gesellschaft verwurzelt ist.

Das Konzept der Gleichstellung ist folglich schlaff und modellierbar und bleibt so in Bezug auf seinen Inhalt sehr unklar (das ist der Grund, weshalb der Begriff oft von Ergänzungen begleitet werden muss: Chancengleichheit, formale Gleichheit etc.). Jedenfalls – wenn wir den Diskurs und vor allem die politischen Massnahmen, die in seinem Namen ergriffen werden, beobachten – sehen wir, dass das Konzept oft die Generalisierung des Männlichen impliziert: Gleichberechtigt sein, das wäre nichts anderes, als dass jede und jeder ein perfektes Exemplar des Homo oeconomicus werden würde. Konkret – da sich die Gleichstellungslogik innerhalb des Systems definiert und nicht als Gegenstück ausserhalb des herrschenden Systems – führt dies zu paradoxen Situationen: so wird beispielsweise der Zugang zum Militär für die Frauen als Erfolg des Feminismus gefeiert ...

sich nicht teilen, abgeschafft werden!

Die Lohnarbeit: Ein Instrument zur Emanzipation der Frauen?

Der Pfeiler jeder Gleichstellungspolitik, die erste Bedingung der Emanzipation war und ist der Zugang der Frauen zum Arbeitsmarkt. Die Lohnarbeit garantiert sicherlich ein Minimum an Autonomie gegenüber den Männern, dennoch ist es in mehrfacher Hinsicht problematisch zu vertreten, dass Emanzipation notwendigerweise über die Erwerbsarbeit erfolgt: Einerseits wird so verneint, dass die Lohnarbeit ein Faktor der Unterwerfung unter den Kapitalismus ist. Besonders in einer Krisenzeit, wenn der Klassenkampf durch den Kampf um einen Arbeitsplatz ersetzt wird, was den Grad an Autonomie der Arbeiter*innen und Arbeiter noch mehr einschränkt. Andererseits bedeutet es, dass so die Hierarchie der herrschenden Werte zementiert wird, welche ökonomisch und symbolisch die Reproduktionsarbeit der produktiven Arbeit unterordnet. Die Arbeit als etwas Positives, als Instrument der Befreiung zu betrachten, führte im Rückblick betrachtet zu einer Stärkung der Norm der Lohnarbeit. Dies in einer Zeit, in der die Ideologie der Produktivitätssteigerung stark umstritten war. Einem Teil der Frauenbewegung war die Zweideutigkeit dieses Postulats durchaus bewusst. Diese Frauen verurteilten denn auch die neoliberale Einverleibung und Neudefinition der feministischen Agenda. Die von den meisten westlichen Staaten etablierte Gleichstellungspolitik hat sich das legitime Unabhängigkeitsbedürfnis der Frauen zu eigen gemacht. Unter dem Deckmantel der Befreiung der Frauen verheimlichen sie so ihr wahres Ziel: Die Freisetzung der weiblichen Arbeitskraft. Ihre tieferen Kosten und ihre Flexibilität stellen einen wahren Glücksfall für das Überleben des Kapitalismus dar. Ebenso wie die Vermarktung von verschiedenen Aktivitäten im Zusammenhang mit Reproduktionstätigkeiten tragen sie zur Erhöhung des BIP bei – die Zunahme von Fastfood ist nur zu gut, um die ökonomische Gesundheit zu pflegen ...

Mit der Institutionalisierung des Feminismus – welche unter anderem das Auftauchen des moderaten, egalitären Flügels der Bewegung förderte – hat der Frauenkampf immer mehr seine subversive Seele verloren. Für all diejenigen, welche sich weigern zuzusehen, will man nicht, dass die feministischen Anliegen auf Aspekte reduziert werden, welche «die Transformation unserer Leben und unserer Persönlichkeiten zum Zweck der Anpassung an neue produktivistische Tätigkeiten» (Silvia Federici) weiter vorantreiben. Es ist höchste Zeit, erneut eine feministische Perspektive aufzunehmen, welche bereit ist, mit den patriarchalen Strukturen zu brechen. Wir, die Frauen, sollen wählen können, in welchen Bereichen wir gleich wie Männer sein oder nicht sein wollen! Die Verweigerung, sich dem männlichen Modell anzupassen, soll nicht als Ausdruck von unveränderlichen biologischen Unterschieden gelesen werden, sondern als Projekt einer sozialen und politischen Revolution. Die letzten Jahrzehnte öffentlicher Politik für die Gleichstellung bezeugen das Scheitern derjenigen emanzipatorischen Programme, welche die Wichtigkeit und den Wert der reproduktiven Arbeit verachten. Ohne dass die Rolle der Männer in diesem Bereich ernsthaft hinterfragt wird, kann der Zugang der Frauen zum Arbeitsmarkt (namentlich zu den Vollzeitstellen) nur durch die Reproduktion von Ausbeutungsmechanismen und Diskriminierung geschehen, wie dies der starke Anstieg von «unterwürfigen» weiblichen Arbeiten zeigt. Wir sollten also den Pfad ändern und verstehen, dass die einzige Voraussetzung zur Emanzipation der Frauen (oder allgemeiner: der Unterdrückten) die Abschaffung aller herrschaftlichen Zusammenhänge ist: Privilegien lassen sich nicht teilen, sie müssen abgeschafft werden!

LITERATUR

Artikel erschienen in: «Moins! – Westschweizer Zeitschrift der Politischen Ökologie»

Illy, L. und Andrea, T. (2015) Kritik des Staatsfeminismus. Oder: Kinder, Küche, Kapitalismus. Berlin: Bertz und Fischer.

Winkler, G. (2015) Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld: Transcript.

Sofia Getzin

Bildung für Nachhaltig Wachstumsgesell

Wirtschaftliches Wachstum widerspricht der Nachhaltigkeitsidee. «Bildung für nachhaltige Entwicklung» soll Menschen zu nachhaltigen Lebensweisen befähigen. Aber – kann das Bildungswesen einer Wachstumsgesellschaft überhaupt nachhaltig sein?

Aus Décroissance-Perspektive ist der Begriff «nachhaltige Entwicklung» und somit auch «Bildung für nachhaltige Entwicklung» problematisch. «Nachhaltige Entwicklung» mit den drei Dimensionen Ökologie, Soziales und Ökonomie propagiert in vielen Fällen eine vermeintliche Harmonie mit wirtschaftlicher Entwicklung bzw. Wachstum. Dabei untergräbt Wachstum die Idee der Nachhaltigkeit substantiell.

In Gesprächen darüber, welche Aspekte unsere Gesellschaft zu einer nachhaltigeren und gerechteren machen, fällt früher oder später das Stichwort «Schulbildung». In Bezug auf «nachhaltige Entwicklung» wurde und wird viel Hoffnung in die Bildungsoffensive der «Bildung für nachhaltige Entwicklung» (BNE) gesetzt, die im Anschluss an der UN Weltkonferenz für Umwelt und Entwicklung in Rio 1992 auf die politische Agenda kam.

BNE soll nachhaltiges Denken und Handeln vermitteln und dazu befähigen an gesellschaftlichen Entscheidungsprozessen aktiv teilzuhaben. In der Schweiz hat die Leitidee der nachhaltigen Entwicklung in zögerlicher Form Einzug in den Lehrplan 21 erhalten. Themen der Nachhaltigkeit werden an einigen Stellen benannt – wie sie aber tatsächlich umgesetzt werden, hängt stark vom Interesse und Engagement einzelner Lehrpersonen ab. Trotz theoretischen Bemühungen, Bildung am Leitbild einer nachhaltigen Entwicklung auszurichten, ist in der Schweiz wie in anderen Ländern die Bildungsrealität alles andere als nachhaltig. BNE ist in seiner Umsetzung nur ein «Zusatz» und kein integrativer Teil der Bildung. Was würde eine umfassende Integration von BNE bedeuten? Dass Schulen ein Fach «Nachhaltigkeit» anbieten oder regelmässig eine Projektwoche zu erneuerbaren Energien veranstalten?

Natürlich geht all dies in die richtige Richtung. Im Prinzip bräuchte es aber eine völlige Umgestaltung des Bildungswesens. Aus wachstumskritischer Perspektive ist BNE in der aktuellen Umsetzung leider grandios zum Scheitern verurteilt. Grosse nationale und internationale Fördertöpfe werden dafür bereitgestellt, in ein nachhaltiges Bewusstsein bei Schüler*innen zu investieren, während die Schul- und Lebensrealität in der diese Bildungsbemühungen stattfinden, in einem eklatanten Widerspruch dazu stehen (Sommer/Welzer 2014). Ein Beispiel: Angenommen Schüler*innen haben in ihrer Schulzeit die nicht selbstverständliche Gelegenheit, an einer Projektwoche zum Thema «nachhaltiger Konsum» teilzunehmen oder auf andere Art mit BNE in Kontakt zu kommen. So würde es nicht überraschen, wenn diese schulische Aktivität gleichwohl nach leistungsorientierten Kriterien bewertet wird und in der gleichen Woche in der Mittagspause in der Schulmensa Fleisch aus konventionellem Anbau und zur Nachspeise Süßfrüchte auf dem Teller landen, während die Unterrichtsräume durch fossile Energie geheizt werden.

Um nachhaltig zu sein, müsste BNE in der Konsequenz eine vollständige Ausrichtung von Schulen auf Nachhaltigkeit fordern; «Ein bisschen BNE», beschränkt auf die einmalige Projektwoche und die Bio-Schulmensa, wäre dann eigentlich nicht möglich. Bildung, die nachhaltig ist, müsste z. B. auch die Inhalte anpassen sowie Lehren und Lernen ohne Konkurrenz- und Leistungsprinzipien gestalten. Auch infrastrukturelle Aspekte gehörten dazu und somit müsste nachhaltige Bildung auch die Schulrealität mit einbeziehen; beispielsweise müsste wohl das Energiekonzept des Gebäudes angepasst werden.

Kritiker*innen von BNE warnen vor einer Indoktrinierung durch BNE. BNE würde Werte vorgeben, es fände eine ideologische Beeinflussung statt etc. Diese Kritiker*innen unterschlagen dabei gern, dass schulische Bildung ohnehin eine aktive Wertebildung betreibt – im Sinne von wachstumsorientierten Wirtschaftssystemen. Mit Recht sehen sie diese Art von Werten durch nachhaltige Bildung gefährdet.

Die Schule als System mit Konkurrenz, Leistungsdruck und Wettbewerbscharakter repräsentiert und reproduziert die Grundwerte, die für Wachstumsgesellschaften die Lebensgrundlagen sind und die zu immer mehr Effizienz und Steigerung der Produktion und des Konsums führen. Für die ökologische und soziale Sphäre folgen daraus neben der Ausbeutung und Überlastung der natürlichen Lebensgrundlagen psychosoziale Effekte wie die Verknappung von Zeit und Privatsphäre (Paech 2014).



Helmut Knolle Gegen die

**Je mehr Freizeit wir haben,
desto dringlicher wird die Frage, wie sie
ausgefüllt werden kann. Die Antwort
der Freizeit- und der Konsumgüterindustrie
kennen wir. Ein historischer Rückblick
zeigt, wie diese Industrien in der ersten Hälfte
des 20. Jahrhunderts traditionelle
Formen der Freizeitgestaltung verdrängt haben.
Das hat nichts mit Nostalgie zu tun,
sondern öffnet den Blick dafür, dass erfüllte
Freizeit ohne Konsum möglich ist.**

Die Freizeit- und Konsumgesellschaft, wie wir sie heute kennen, wäre nicht möglich ohne die industrielle Massenproduktion von Konsumgütern und die schrittweise Verkürzung der Arbeitszeit, die 1918 mit der Einführung des Achtstundentags begann. Dem Aufschwung der Konsumgüterindustrie im 20. Jahrhundert musste aber die Erfindung von neuen technischen Geräten, die für den privaten Gebrauch geeignet waren, vorausgehen. Zwar ist die Wirtschaft in England, Frankreich, Deutschland und der Schweiz bereits im 19. Jahrhundert sehr schnell gewachsen, aber der Treiber des Wachstums war damals die Schwerindustrie. Deren Produkte waren Stahl, Eisenbahnen, Landmaschinen und Kriegsmaterial. Es gab noch keine Autoindustrie, und die Arbeiter und Arbeiterinnen mussten die wenige Freizeit, die sie hatten, ohne Radio, Schallplatten und Kino verbringen. Infolgedessen erlagen viele der Versuchung, bei Bier und Wein die triste Realität zu vergessen.

Aber es gab auch starke Gegenkräfte. Als man von elektroakustischer Technik noch nichts wusste, waren musikalische Fähigkeiten viel weiter verbreitet als heute. Am Abend wurde gemeinsam gesungen, und viele Menschen aus allen Schichten konnten ein Instrument spielen. In den Hochburgen der Sozialdemokratie entwickelte sich eine eigenständige Arbeiterkultur. Diese Subkultur vermittelte spezifische Werte und förderte eine Haltung, die das Leben nach einer neuen Moral leben wollte. Es gab Bildungs-, Gesangs- und Sportvereine, Arbeiterbibliotheken und eine sozialdemokratische Frauen- und Jugendbewegung. Gleichzeitig mit dem «Wandervogel», zu dem die bürgerliche Jugend strömte, entstanden die «Naturfreunde» als eigene Organisation der Arbeiterjugend. Durch eigene, von den Mitgliedern errichtete Gemeinschaftshäuser wurde Erholung in der Natur auch für das Proletariat erschwinglich. Nach dem Ersten Weltkrieg konnte die Arbeiterkultur sich freier entfalten, aber sie erhielt schon bald Konkurrenz durch die Freizeit- und Konsumgüterindustrie, die um die Massen zu werben begann.

Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts wurden die grundlegenden Erfindungen gemacht, auf denen die moderne Konsumgüterindustrie aufbauen konnte. Es wurde möglich, elektrischen Strom in grossen Mengen zu erzeugen und über Land zu leiten. Die drahtlose Nachrichtenübermittlung durch elektromagnetische Wellen, die zuerst auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkriegs zur Anwendung kam, führte später zur Erfindung des Radios. In den 1920er Jahren begannen Grammophon, Radio und Film die neu gewonnene Freizeit zu belegen. Dreissig Jahre später folgte das Fernsehen. Die Produktion von Autos am Fließband verringerte die Produktionskosten so stark, dass das Auto zu einem Massenkonsumgut werden konnte. Das alles war so verlockend, dass die traditionellen, gemeinschaftlichen Formen der Freizeitgestaltung zunehmend verdrängt wurden. An deren Stelle trat ein individualistischer Lebensstil, für den Autos und Unterhaltungselektronik unverzichtbar sind.

Kommerzialisierung der Freizeit

Die automobile Konsumgesellschaft, die sich seit den 1950er Jahren in der Bundesrepublik und in der Schweiz herausbildete, eiferte dem amerikanischen Vorbild nach, aber ihre technischen Grundlagen waren schon in der Weimarer Republik und im NS-Staat gelegt worden. Trotz ihrer reaktionären Kultur- und Gesellschaftspolitik waren die Nationalsozialisten in technisch-wirtschaftlicher Hinsicht Modernisierer. Hitler förderte die Autoindustrie wie keiner vor ihm. Die verlockende Vorstellung, dass es nicht mehr nur Autos für eine gesellschaftliche Elite geben sollte, sondern ein «Volksauto» für die Masse der Bevölkerung, war ein Grund für Hitlers Popularität in den Jahren vor dem Krieg. Der Ausbau der Autoindustrie diente aber auch Hitlers Kriegsplanen, denn seine Strategie des Blitzkriegs setzte die vollständige Motorisierung der Truppen voraus.

Militärische Rüstung und Massenkonsum von hochentwickelten Industrieprodukten beruhen auf ähnlichen technologischen Grundlagen. Ob ein Flugzeug Bomben befördert oder Touristen, ist in technischer Hinsicht kein grosser Unterschied. Die Navigationssysteme, die heute in jedes zweite neue Auto eingebaut sind, wurden für militärische Zwecke entwickelt, ebenso wie die drahtlose Telekommunikation, die heute so ungeheuer beliebt ist.

Die militärischen Ursprünge der neuen Konsumtechnologien sind heute in Vergessenheit geraten, denn die schöne neue Konsumwelt präsentiert sich farbig, genussfreudig und antiautoritär. Die Bedürfnisse der Werbung drängten dazu, die rigide Moral vergangener Zeiten über Bord zu werfen, denn man brauchte die weiblichen Reize als Blickfang für Werbebotschaften. Die Revolte der Jugend, die gegen die Autorität von Schule und Eltern gerichtet war, führte bei der Mehrheit zur Unterwerfung unter die Zwänge der Freizeitindustrie.

Wie können wir unsere Freizeit gestalten, ohne den Verlockungen der Konsumgesellschaft zu erliegen? Die Schweiz mit ihrem gut ausgebauten Bahn- und Busverkehr und einem dichten Netz an Wanderwegen bietet unzählige Möglichkeiten, ohne Auto in schönen Landschaften unterwegs zu sein. Für die Abende unter der Woche gibt es in jedem grösseren Ort Gruppen oder Vereine, die sich Breitensport, Handarbeit, Spiel, Gesang oder Theater widmen. Das kleinste Format für gesellige Spiele, abgesehen vom Schachduo, ist die Vierergruppe, die sich regelmässig zum Jassen trifft. Eine oder einer von hundert Schweizer*innen ist Mitglied eines Theatervereins. Einer der grössten Theatervereine nennt sich «Freunde der Möriker Operette». Dieser Verein, der mehr als 700 Mitglieder zählt, bringt alle zwei Jahre im aargauischen Möriken-Wildeggen eine Operette (was man heute Musical nennt) zur Aufführung, wobei nur die Solisten und künstlerischen Leiter von auswärts geholt werden müssen. Hunderte von Menschen sind dann ein Vierteljahr lang mit Chor, Kostümen und Bühnenbild beschäftigt. Aber viele der kleineren Kulturvereine haben zu wenig Nachwuchs und drohen zu sterben. Retten wir sie, indem wir mitmachen!

LITERATUR

- Adorno, Th. W. «Freizeit», in: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2, S. 645-55
Hohler, F. (2005) 52 Wanderungen: Luchterhand.
Mooser, J. (1984) Arbeiterleben in Deutschland 1900-1970 Frankfurt. a.M.

Dieser Artikel ist eine gekürzte Fassung eines Kapitels aus dem Buch «Aufstieg und Niedergang der Wachstumsgesellschaft» des Autors, das im Herbst 2016 im Verlag Papyrossa in Köln erscheinen wird.

Moins!-Redaktion Übersetzung: Ernst Schmitter

Repräsentative Demokratie: Wie ein Ausstieg aussehen könnte

Unser aktuelles politisches System weist viele strukturelle Mängel auf. Wie könnte eine zukünftige Gesellschaft aussehen und wo sind konkrete Ansatzpunkte, um Veränderungen zu realisieren? Eine skizzenhafte Annäherung.

Der Ausstieg aus den gegenwärtigen nicht nachhaltigen Gesellschaften macht tiefgreifende Veränderungen nötig. Viele Leute, auch kritisch denkende, weigern sich noch, den Sprung in einen wirklichen Wandel unserer Institutionen zu wagen; vermutlich – wenn man von kurzfristigen persönlichen Interessen absieht – weil das gegenwärtige politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle System einer Mehrheit erstens gar nicht so schlecht scheint. Eine radikale Veränderung setzt also voraus, dass man sich der strukturellen Mängel der heutigen Gesellschaften bewusst wird. Zweitens zeichnen sich keine konkreten Alternativen am Horizont ab. Es ist daher wichtig, gleichzeitig Kritik anzubringen und Vorschläge zu machen.

Aber wer glaubt, über «das» gute System zu verfügen, zu wissen, wie man die Welt verbessern könnte, wird leicht zum Wegbereiter eines grünen Faschismus. Eine andere Welt ist nur möglich, wenn alle an ihrem Aufbau mitwirken, und nicht indem eine aufgeklärte Avantgarde einfach ihre Vorstellungen durchsetzt. Die folgenden Ausführungen haben Skizzencharakter. Es geht um einige nicht abgeschlossene Ideen als Anregung, nicht um ein schlüsselfertiges Projekt.

Lokale Politik, lokale Wirtschaft

Vor allem sollten wirklich demokratische Gesellschaften (aber ist «demokratisch» das richtige Wort?) klein und lokal begrenzt sein. Verglichen mit anderen Nationen ist die Schweiz ein kleines Land. Aber sogar bei dieser Grössenordnung haben die Bürger*innen kaum Einfluss auf die Entscheidungen, die sie selbst betreffen und die ohne oder fast ohne sie gefällt werden. Die Gemeinden, in denen eine aktive Teilnahme noch möglich ist, müssen immer mehr Autonomie zugunsten der Kantone und des Bundes abtreten. Die politischen Institutionen wirken abschreckend und machen den Leuten keine Lust, mitzuarbeiten (vor allem den «Schwächsten» und am wenigsten Integrierten); so sind die Leute auf die trügerische und beschränkte Freiheit ihres Privatlebens verwiesen. Sinnvolle und echte Mitarbeit im öffentlichen Leben setzt deshalb kleinere politische Einheiten voraus und die Entscheidungen und Kompetenzen müssen vermehrt in den lokalen Bereich verlegt werden.

Relokalisierung und Kleinheit der Einheiten sind nicht nur im politischen Leben nötig. Die Vorherrschaft der Wirtschaft in unseren Gesellschaften ist augenfällig. Politische Entscheidungsträger werden heute nicht mehr von Priestern oder Ingenieuren beraten, sondern von Ökonomen. Die politische Praxis begünstigt vor allem die Wirtschaft. Dieser Trend muss umgedreht werden. Politik muss zuerst dem öffentlichen Wohl und unseren gemeinsamen Werten dienen. Wenn sie dabei der auf Produktion fokussierten Wirtschaft schadet, wenn ein «ökologischer» oder «sozialer» Entscheid eine Senkung des BIP bedeutet, dann umso besser!

Ein wirklich demokratisches, lokal begrenztes und kleinräumiges System muss vor allem mit einer lokalen Wirtschaft arbeiten. Das heisst, dass der grösste Teil der Produkte, der Rohstoffe, der Energie und der Dienstleistungen lokal produziert werden muss, durch kleine, dezentrale Einheiten unter demokratischer Kontrolle der Bevölkerung. Ohne auf eine totale Selbstversorgung zu zielen, muss ein echt demo-

kratisches Gemeinwesen auf der materiellen Ebene weitgehend selbstständig sein. So können diejenigen, die Entscheidungen fällen und durchsetzen, auch die Konsequenzen ihres Tuns wahrnehmen. Das ermöglicht Gerechtigkeit und einen ausgewogenen Zugang zu den Ressourcen im globalen Massstab. Unsere gegenwärtige Lebensweise basiert zu 85 Prozent auf Energie, die anderswo erzeugt wurde, zu weniger als 50 Prozent auf hier produzierten Nahrungsmitteln (wobei auch dies nur dank importiertem Erdöl möglich ist), zu 100 Prozent auf importierten Rohstoffen. Die ökologischen und sozialen Folgen tragen andere.

Auch eine demokratische Kultur muss lokal verankert sein. So kann sie sich den örtlichen Besonderheiten anpassen und eine zentrale Rolle spielen, wobei die Offenheit nach aussen nicht fehlen darf. Materielle Dinge können nicht ohne gravierende ökologische Konsequenzen über grosse Distanzen reisen; umso wichtiger wäre ein viel freier Verkehr der Ideen. Zum Beispiel müssten Urheberrechte und Patente aufgehoben werden.

Weniger Ungleichheit, mehr Gerechtigkeit

Eine politische Demokratie, die nicht gleichzeitig eine wirtschaftliche, kulturelle und soziale Demokratie ist, ist im besten Fall ein schlechter Witz. Im schlimmsten Fall aber ist sie eine besonders tückische Form von Tyrannei. Eine wirkliche Demokratie ermöglicht Gleichheit in allen Bereichen. Da die Wirtschaft den heutigen Gesellschaften ihren Stempel aufdrückt, ist für eine gerechte Gesellschaft vor allem eine gewisse wirtschaftliche Gleichheit unabdingbar. Die Lohnunterschiede müssen deshalb stark eingeschränkt werden (die 1:12-Initiative kann nur eine Minimalforderung darstellen); das Gleiche gilt für Vermögen und Einkommen. Das wird aber vermutlich nicht reichen, und eine feste Obergrenze wird wahrscheinlich nötig sein, damit man der zerstörerischen produktivistischen und materialistischen Spirale ein Ende setzen kann.

Von zentraler Bedeutung ist auch die Bildung. Ihr Ziel muss eine Gleichheit sein, die sich nicht in einem einheitlichen Bildungsgang für alle ausdrückt, die aber allen die Möglichkeit gibt, ihre eigenen Stärken zu entwickeln und auszuschöpfen. Der Zugang zur Bildung muss entwickelt werden; aber ebenso der Respekt und die Wertschätzung für Formen des Wissens und Verstehens, die keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Schriftlichkeit haben. Wissenschaftlichkeit und Schriftlichkeit haben heute Monopolcharakter, weil sie dem Produktivismus dienen. Kinder und Jugendliche sollten rasch in die Entscheidungsprozesse hineinwachsen. Was Castoriadis «paideia» nannte – das griechische Wort benennt die Gesamtheit der Erziehungs- und Sozialisierungsvorgänge in allen Lebensaltern –, soll weniger in der Theorie erfolgen als vielmehr im praktischen Mitentscheiden und Mitarbeiten. Man darf die Theorie nicht vernachlässigen, aber sie wird nicht mehr im Zentrum der politischen Bildung stehen.

Echte Mitbestimmung und Mitverantwortung

In dem, was dann von den heutigen Strukturen übrig bleibt, wird man also den Gemeinden (und den städtischen Quartieren) und teilweise auch den Kantonen gegenüber dem Staat Autonomie und Macht zurückgeben müssen. Die übergeordnete Ebene des Staats kann man leider nicht kurzfristig verlassen. Man wird sich ja noch lange mit den im grossen Massstab gemachten Fehlern der letzten Jahrzehnte abquälen müssen, zum Beispiel im Zusammenhang mit den AKWs. In einer ersten Phase müssen die Budgets der Gemeinden, verglichen mit denen der Kantone und erst recht des Bundes, anteilmässig erhöht werden, ebenso ihre Entscheidungsbefugnisse. Diese Relokalisierung der Entscheidungen wird nur möglich, wenn gleichzeitig die Problembe- reiche, also auch und vor allem die Wirtschaft, relokalisiert werden.

Was die konkreten Mittel angeht, so wird man Abstimmungen und Wahlen tendenziell ersetzen durch Konsensentscheide und «Bürgerwahlverfahren» (Losentscheid, Rotation in der Ämterbesetzung usw.). Das interessante Instrument des Budgetierens durch Mitbestimmung, das vielerorts erprobt wurde, sollte weiter entwickelt werden. Diese Prozesse sind natürlich bei grossen politischen Einheiten schwer möglich. Weil sie aber viel demokratischer sind als die Verfahren unserer Formaldemokratien, muss man die Einheiten verkleinern, damit solche Entscheidungsverfahren möglich werden – statt die bestehende Organisation beizubehalten und dann die am wenigsten schlechte Entscheidungsmöglichkeit zu wählen.

Im alten Griechenland widmeten die Bürger – damals war das allerdings nur ein Bruchteil der Bevölkerung – ihre Zeit vor allem dem Gemeinwesen. Alle müssen dem öffentlichen Leben Zeit widmen können und wollen. Wenn zur Information, zum Teilen, zum Träumen keine Zeit zur Verfügung steht, dann ist Demokratie eine Illusion; dann werden die Bürger an der Nase herumgeführt, auch wenn sie es nicht merken.

Um diesen Übergang zu ermöglichen, muss man das gegenwärtige System transparenter machen. Die Undurchsichtigkeit ist gerade eines seiner Hauptmerkmale. Absolute politische Transparenz muss eingeführt werden (Veröffentlichung der Budgets, der Finanzquellen der Parteien und der Kampagnen, der Stimmabgaben und Entscheidungen der Gewählten usw.). Und die Medien werden dabei eine unverzichtbare Rolle spielen ... wenn sie wirklich unabhängig, kritisch und seriös sind. Aber davon sind wir weit entfernt!

LINK

Artikel erschienen in: «Moins! – Westschweizer Zeitschrift der Politischen Ökologie»

Weitere Infos zum Moins! : www.achetezmoins.ch



weiter...

Markus Flück
Mehr,

schneller,

**Wir leben in einer ökonomischen Spitzensportgesellschaft.
Ununterbrochen findet die BIP-Weltmeisterschaft statt.
Es könnte auch anders sein.**

Wirtschaft als Spitzensport

Wie im Spitzensport nehmen die Leistungszuwächse in der Wirtschaft immer mehr ab. Im Sport zeigt es sich an den ausbleibenden neuen Weltrekorden, in der Wirtschaft an den rückläufigen Wachstumsquoten der fortgeschrittenen Industrie- und Dienstleistungsländer. Keinesfalls rückläufig sind die Gewinne der Grosskonzerne und die Vermögen derer, welche sie besitzen. Wir leben in Zeiten der «profits without growth».

Spitzensport ist ausserdem ungesund; eine häufige Folge ist Invalidität. Im Fall von Ökonomien sind es u.a. die steigenden Gesundheitskosten, die Ausdruck einer kranken Gesellschaft sind. Das Gesundheitswesen ist heute einer der letzten Wachstumsmärkte, wobei die Rationalisierungsmöglichkeiten, aufgrund des Care-Charakters der Gesundheitsarbeit begrenzt sind. Weil in vielen anderen Märkten bereits eine Sättigung eintritt – das Leistungsniveau erreicht ist –, wird umso mehr versucht, mit Doping nachzuhelfen. Zum Beispiel in Form von billigem Geld und tiefen Zinsen, Deregulierung, Abbau von Sozialstandards sowie durch die Unterwerfung immer weiterer Lebensbereiche unter die Profitmaximierung – einschliesslich des Spitzensports.

Das Wachstumsspiel indessen ist mehr denn je ein Nullsummenspiel: Die Boni und Dividenden der einen sind die Umweltverschmutzung und der Sozialabbau der ande-

ren. So will das Spiel nicht mehr richtig Spass machen, aber es muss. Im Ernst: Glauben Sie, dass ewiges Wirtschaftswachstum möglich ist? Genau das wird weiterhin behauptet. Dabei ist es mit der Wachstumsgesellschaft wie mit einer dopingsüchtigen Spitzensportlerin. Es ist die Abhängigkeit, die uns immer «mehr Wachstum» wünschen lässt: Denn ohne Wachstum keine Arbeitsplätze, keine Sozialversicherungen, keine Infrastruktur, nichts – so macht man uns glauben.

Leistungssteigerung um jeden Preis

Also wird Doping erlaubt, ja aktiv gefördert. Mit allen möglichen Innovationen soll die Produktivität weiter steigen – ins Unendliche, koste es, was es wolle. Weil die sozialen und ökologischen Kosten sich einer monetären Bezifferung entziehen, erhalten sie kaum Beachtung, ausser wenn sie sich mit wirtschaftlichen Wachstumszielen «vereinbaren» lassen. Wie ist es sonst zu erklären, dass die Klimaverträge unverbindliche Lippenbekenntnisse bleiben – Beruhigungsspillen für die Weltöffentlichkeit –, während gleichzeitig hinsichtlich der Welthandelsordnung des 21. Jahrhunderts Nägel mit Köpfen gemacht werden, inklusive entsprechender Schiedsgerichte? TPP, TTIP, TiSA, CETA sind die Abkürzungen der Handelsknebelverträge, die als kafkaeske Regelwerkmonster den demokratischen Spielraum aufs Minimum beschränken sollen.

Der Wachstumswahnsinn ist auch nicht mehr auf die Erde begrenzt, er greift längst nach den Sternen, oder zumindest nach Astroiden und anderen Planeten. Aufgrund der zur Neige gehenden Rohstoffe wird heute erwogen, dereinst Space Mining zu betreiben, also Weltall-Bergbau. Vorher aber werden die auf der Erde verbleibenden Erze und Metalle rausgekratzt, rausgeätzt, um dann im Falle von Gold in Schmuckkästchen und Nationalbankenbunkern zu landen.

Moment mal.

Damit immer mehr produziert und konsumiert werden kann, muss mehr Müll produziert und weniger geschlafen werden. Menschen müssen sich verschulden, am besten jeder für sich schauen, das lässt die Kassen klingeln. Während die einen nicht genug verdienen, um von ihrer Arbeit leben zu können, haben die anderen Angst, ihre Arbeitsplätze zu verlieren. Wenn die Welt aus den Fugen gerät oder mal wieder ein Terroranschlag die Gemüter erschüttert, werden wir aufgerufen, ruhig zu bleiben und shoppen zu gehen ...

Diese Aspekte illustrieren die Absurditäten einer Wachstumswirtschaft, welche die Gesellschaft langfristig ebenso schädigt wie Doping den Körper eines Sportlers. Décroissance ist in diesem Sinne ein niederschwelliges Entwöhnungsangebot für eine Welt, die ohne systematisches Doping und ohne die gesundheitsschädigenden Auswirkungen einer Wirtschaft als Leistungssport leben will.

Ein Doping-Entwöhnungsprogramm

Einerseits geht es um die Umwertung bestehender Werte. An die Stelle von «mehr, schneller, weiter» sollten öfters «weniger, langsamer, näher» treten. Die Perspektive auf den Sport «Wirtschaft» ändert sich darüber hinaus in dreifacher Hinsicht grundlegend: Es geht nicht mehr darum, dass einige wenige Spitzensportler*innen zu ungeheurem Wohlstand kommen, sondern dass möglichst viele eine solide Existenzsicherung haben (Gerechtigkeit). Es geht darum, den Sport den natürlichen Gegebenheiten anzupassen, das heisst, Sport so zu betreiben, dass weniger Ressourcen verbraucht werden (Ökologie). Und schliesslich geht es darum, sinnhaften Sport zu betreiben, der nicht nur dem Muskelaufbau und dem verbissenen Wetteifern, sondern dem Körpergefühl und dem geteilten Vergnügen dient (gutes Leben).

Die dafür nötigen Trainingseinheiten und Konzepte liegen bereit. Es gibt diverse Vereine und Gruppen, die sich bereits damit beschäftigen. Machen auch Sie mit. Schritt für Schritt.

Nowtopias, gelebte Utopien, die bereits heute gemeinsam Bedürfnisse befriedigen. Es handelt sich dabei um Vertragslandwirtschaftsprojekte, Tauschkreise, Nachbarschafts- und Quartierprojekte, Repair-Cafés etc.

Institutionelle Veränderungsvorschläge, die in die richtige Richtung weisen, sind Arbeitszeitverkürzung, bedingungslose Existenzsicherung für alle, Maximaleinkommen, neue Arbeitsmodelle. Ausserdem braucht es einen Totalumbau der Geld- und Kreditinstitutionen: Vollgeldreform, Schuldenaudit, Lokal- und Gemeinschaftswährungen sind hier wegweisende Ansätze.

Schliesslich braucht es *Widerstand, Protest und zivilen Ungehorsam*, gegen Freihandelsverträge, gegen Steuergeschenke für Konzerne, gegen unsinnige Megainfrastrukturprojekte, Ausbau von Strassen und Flughäfen, Bau neuer Stadien und Messehallen für (kommerzielle) Grossveranstaltungen. Also gegen alle Massnahmen, die allein im Namen von Wirtschaftswachstum verwirklicht werden.

Dabei ist jede und jeder von uns als Bürger*in, Konsument*in, Elternteil, Arbeiter*in und Sportler*in gefordert. Vor allem aber ist es wichtig, dass wir uns zusammentun, gemeinsam Veränderungen einfordern und wo möglich bereits heute Alternativen realisieren. Je mehr wir unsere Aktivitäten auf diese Bereiche konzentrieren und je mehr wir uns aus dem ökonomischen Nullsummenspiel zurückziehen, umso möglicher wird eine andere Gesellschaft – hoffentlich eine schönere, gerechtere, menschlichere.

LITERATUR UND LINKS

Giacomo, D. et al. (2015)
 Degrowth – A vocabulary for a new era.
 New York: Routledge, www.vocabulary.degrowth.org
 Journal Moins!, Numéro 11, Mai/Juin 2014,
 Dossier: Sport, www.achetezmoins.ch

Mirjam Bühler

Perspektiven der Postwachstumsöko (Interview mit Niko

Niko Paech ist Wirtschaftsprofessor mit Schwerpunkt Umweltökonomie, Ökologische Ökonomie und Nachhaltigkeitsforschung. Seit einigen Jahren ist er daran, die Postwachstumsökonomik als Teildisziplin der Wirtschaftswissenschaften zu etablieren.

Das Forschungsprogramm beinhaltet drei Schritte:

Erstens die systematische Aufarbeitung von Wachstumsgrenzen, zweitens die Analyse der Ursachen für Wachstumszwänge und schliesslich die Sichtbarmachung der Bedingungen und Charakteristika einer Wirtschaft ohne Wachstum, die er als Postwachstumsökonomie bezeichnet. Niko Paech ist einer der bekanntesten Wachstumskritiker im deutschsprachigen Raum.

Herr Paech, steigen wir gleich ein. Wie würde Ihrer Meinung nach eine Postwachstumsgesellschaft aussehen und was wäre eine Postwachstumspolitik?

Da die auf technologischer Entkopplung basierende Strategie des Green Growth nicht nur gescheitert ist, sondern punktuell sogar für zusätzliche Schäden gesorgt hat, verbleibt als Transformationspfad nur noch die Reduktion. Nur so lässt sich ein ökonomisch und sozial stabiler Zustand anpeilen, der ohne Wachstum auskommt. Ausgehend von dem Befund, dass es auf einem endlichen Planeten keine industrielle Produktion zum ökologischen Nulltarif geben kann, stellt sich die Gerechtigkeitsfrage ganz neu: Was darf sich ein Individuum noch an materieller Freiheit nehmen, ohne ökologisch und damit zugleich sozial über seine Verhältnisse zu leben? Am Beispiel Klimaschutz lässt sich die Frage leicht beantworten: etwa 2,7 Tonnen CO₂ pro Jahr. Um in diesem Rahmen zu bleiben, sind zwei Reduktionsstrategien vonnöten. Auf der Nachfrageseite wäre eine Kultur der Suffizienz, also eine Entrümpelung der Lebensstile unumgänglich. Eine solche Befreiung vom Überfluss, wie ich es nenne, ist selbstverständlich nur für jene relevant, die ökologisch über ihre Verhältnisse leben. Auf der Angebotsseite wären drei Versorgungssysteme auszubalancieren, nämlich eine durchschnittlich um etwa 50 Prozent reduzierte Industrie, eine Regionalökonomie und ein reiner Subsistenzsektor. Ein solches postwachstumstaugliches Wertschöpfungssystem sieht vor, eine verringerte Industrieproduktion dadurch zu veredeln, dass Dinge in der Regional- und Lokalökonomie durch Pflege, Instandhaltung und Reparatur im Vergleich zur derzeitigen Nutzungsdauer doppelt so lange verwendet werden. So reduziert sich der Bedarf an Produktion um

die Hälfte. Weiterhin können auf lokaler Ebene Systeme der Gemeinschaftsnutzung etabliert werden, einerseits kommerziell auf Basis von Regionalwährungen, andererseits ohne Geld auf Basis reiner Tauschbeziehungen. Wenn sich jeweils vier Personen einen PKW, eine Nähmaschine oder eine Digitalkamera teilen, kann die Produktion derartiger Dinge um drei Viertel reduziert werden, ohne dass jemand Not leidet oder auf die eigentlichen Funktionen dieser Dinge verzichten müsste.

Und was eine Postwachstumspolitik anbelangt, nun ja, da liesse sich ein ganzer Katalog an längst bekannten Forderungen herunterspulen, aber was bringt das? Jede derartige Politik könnte in nichts anderem als einem Handlungsrahmen bestehen, der den Menschen Reduktionsleistungen auferlegt. Aber bevor nicht hinreichend viele Personen ein solches Suffizienzprogramm eingeübt und kultiviert haben, also überhaupt aushalten können, wird sich zumindest in einer Demokratie auch keine Mehrheit für eine solche Politik bilden können. Deshalb ist eine Kultur der Genügsamkeit und des Lebens jenseits industrialisierter Versorgungssysteme eine Vorbedingung für jegliche Postwachstumspolitik ...

Sie schlagen eine starke Reduktion der erwerbstätigen Arbeitszeit (20h pro Woche) und des Energieverbrauchs in Form einer Deindustrialisierung vor. Wie lassen sich diese beiden Ziele vereinbaren? Hätten wir in einer Postwachstumsökonomie mehr oder weniger Arbeit?

Ein ökologisch notwendiger Rückbau der Industrie um etwa die Hälfte ist nur sozialverträglich möglich, wenn die dann noch erforderliche bezahlte Arbeitszeit gerecht verteilt wird. Dann ergäbe sich im Lebensdurchschnitt eine Wochenarbeitszeit von ca. 20 Stunden. Die nunmehr freigestellten 20 Stunden bilden eine Ressource für die urbane Selbstversorgung. Denn jede Selbstversorgungsleistung, ganz egal ob Gemeinschaftsnutzung, Reparatur oder eigene Produktion, erfordert Zeit: Wer im Garten arbeitet, eigenes Brot bäckt, einen Gegenstand repariert, anstatt einen neuen zu kaufen, oder ein nachbarschaftliches Netzwerk zur gemeinschaftlichen Nutzung von Gegenständen aufbaut, braucht dazu eigene Zeit. Somit ersetzt Zeit in Form von handwerklichen Leistungen oder sozialer Vernetzung Geld, Industrieproduktion, Rohöl und andere Ressourcen. Ob wir mehr oder weniger Arbeit haben, hängt also von der Definition ab: Zählen wir die unentgeltliche Subsistenzzeit dazu? Falls ja, dann gibt's bestimmt nicht weniger Arbeit. Ausserdem kommt noch ein weiterer Effekt hinzu, weil ja neben der halbierten Industrie und dem Subsistenzsektor noch eine Regionalökonomie existiert, die aufgrund eines weitaus geringeren Automatisierungsgrades tendenziell eine geringere Arbeitsproduktivität aufweist und deshalb viele Arbeitskräfte benötigt.

nomie (Paech)

Warum begeben sich moderne Gesellschaften in die «Geiselhaft der unerbittlichen Wachstumsmaschinerie», wie Sie es in Ihrem Buch «Befreiung vom Überfluss» beschreiben? Warum ist es dringend notwendig, aus dieser Maschine auszusteigen?

Die heutige Konsumgesellschaft basiert auf Arbeitsteilung, weshalb sich die Menschen zusehends spezialisieren mussten. Auf diese Weise haben sie jede Fähigkeit verloren, sich notfalls auch selbst oder im Rahmen sozialer Netzwerke zu versorgen. Deshalb steigen mit dem Konsum- und Mobilitätswohlstand auch die Abhängigkeit und die soziale Fallhöhe: Wenn die Wachstumsmaschine auch nur teilweise zusammenbricht, stürzen jene, die sich von ihr abhängig gemacht haben, ins Bodenlose. Deshalb sind postwachstumstaugliche Lebens- und Versorgungsstile nicht nur notwendig, um ökologische Grenzen einzuhalten, sondern auch, um resilient zu werden.

Welches sind die Abhängigkeiten einer konsumptiven und fremdversorgten Gesellschaft und was sind die damit verbundenen Risiken?

Wir haben es uns bequem gemacht in einer Welt, in der entgrenzte Mobilität durch Flugzeuge und Autos zur Selbstverständlichkeit geworden sind. Weiter sind der hohe Automatisierungsgrad und die vielen Komfort generierenden Technologien kritisch, die unser Leben angeblich so frei gemacht haben. Besonders verheerend ist die digitale Kommunikation. Sie führt zu einer totalen Verkümmern überlebenswichtiger Fähigkeiten – manche reden schon von «digitaler Demenz». Und überall trainieren wir Kindern und Jugendlichen genau das an, was sie zu hilflosen Konsum- und Technikmarionetten macht. Was aber, wenn die Frackingblase platzt und der Rohölpreis plötzlich steigt oder wenn die nächste Finanzkrise vielen Menschen die Einkommensbasis wegsprengt? Wir sind von Geld und Energie so abhängig wie der Junkie vom Heroin.

Was halten Sie von dem Konzept der «Nachhaltigen Entwicklung», welches eine Energiewende dank Grünem Wachstum verspricht?

Das Konzept der «Nachhaltigen Entwicklung» ist nur eine Klammer, unter der sich sowohl wachstumskritische als auch wachstumskompatible Ansätze finden. Das Scheitern des Grünen Wachstums hat mehr Gründe, als ich hier wiedergeben kann. Um es kurz zu machen: Jede Zunahme des Bruttoinlandsproduktes hat erstens eine Entstehungsseite, setzt also gestiegene Güterproduktion voraus, und zweitens eine Verwendungsseite, weil zusätzliches Einkommen und somit Nachfrage entsteht. Somit müssten beide Seiten entmaterialisiert werden, um die Ökosphäre durch Wachstum nicht weiter zu belasten. Selbst wenn jemals ein materieloser Anstieg der Güterproduktion möglich wäre – was nahezu undenkbar ist, weil Häuser, Autos,

Flugzeuge, Handys nun mal physische Objekte sind –, verbliebe auf der Verwendungsseite ein unlösbares Problem: Wo bleibt das zusätzliche Einkommen, das durch Wachstum notwendigerweise entsteht? Wenn etwa zusätzliche Lehrer*innen und Krankenpfleger*innen eingestellt werden, werden diese Personen ihr Geld wahrscheinlich kaum dafür verwenden, ausschliesslich weitere Lehrer*innen oder Krankenpfleger*innen zu finanzieren. Aber absurderweise müsste genau dies geschehen, damit ein qualitatives Wachstum entstünde! Natürlich werden sie mit dem Geld kaufen, was sich jeder Konsument wünscht, und somit die Nachfrage nach Autos, Flugreisen, Einfamilienhäusern oder Smartphones anheizen. Würde das zusätzliche Einkommen abgeschöpft, um diesen Rebound-Effekt auszuschalten, würde das BIP-Wachstum praktisch im Keim erstickt. Die sog. «Energiewende» ist auf geradezu tragische Weise gescheitert, weil sie die Emissionen nicht gesenkt, aber auch noch die letzten Landschaften in Industriearale verwandelt hat, die von Energiepflanzen, Windkraftanlagen, Biogasanlagen und Photovoltaik-Freiflächenanlagen durchsetzt sind. Im Übrigen liefert die ausschliesslich auf Elektrizität beruhende Energiewende ohnehin keine Antworten für die meisten klimarelevanten Bereiche: Flugverkehr, Schiffsverkehr, motorisierter Individualverkehr, Heizenergie in Gebäuden, Prozessenergie in der Produktion und fossile Energie in der Landwirtschaft. Ein weiteres Problem ist die Produktion und Entsorgung der Anlagen sowie der nötigen Infrastruktur für die Nutzung der regenerativen Energie.

Welches sind Ihrer Meinung nach die Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Umweltbewegung in Nord- und Südeuropa? Es wird oft gesagt, dass der Norden «ökologischer» sei. Was meinen Sie dazu?

Ja, ich glaube, es stimmt, dass soziale Probleme im Süden Europas drängender sind als im Norden, was sich auf die Schwerpunktsetzungen in der Umwelt- und Nachhaltigkeitsbewegung, auch die wachstumskritischen Tendenzen, niederschlägt. Deshalb ist es mir umso wichtiger, die Postwachstumsökonomie als ein Konzept zu gestalten, das die notwendige Reduktion der Industrieproduktion und Mobilität sozialverträglich werden lässt. Die Lösung sozialer Nöte und Konflikte ist nicht nur eine Frage der gerechten Verteilung eines Kuchens, bestehend aus Einkommen, um damit Konsum und industriegemachte Bequemlichkeit zu kaufen. Soziale Stabilität ist inzwischen mehr eine Frage der Autonomie und Resilienz. →

Wie weit ist das heutige Deutschland von einer Postwachstumsökonomie entfernt und was wären die nächsten konkreten Schritte auf dem Weg dorthin?

Ich wüsste nicht, wer mit Ausnahme der USA, Australien und vielleicht Japan weiter von einer Postwachstumsökonomie entfernt sein könnte als Deutschland. Die wichtigste Massnahme wäre ein radikaler Bodenversiegelungsstopp. Es darf kein einziger zusätzlicher Quadratmeter an Fläche für Wohnraum, Gewerbe, Freizeit, Verkehr oder Energieproduktion mehr in Anspruch genommen werden. Eine bessere Wachstumsgrenze ist kaum vorstellbar. Zudem müssten ca. 50 Prozent der Autobahnen und ca. 75 Prozent der Flughäfen zurückgebaut werden. Der Ausstieg aus der Kohle ist ebenfalls von enormer Bedeutung. Eine allmähliche Reduktion und Umverteilung der Arbeitszeit wäre anzustreben, um damit den Rückgang der Produktion, wenngleich auf einem bescheidenen Niveau des Durchschnittseinkommens, abzufedern. Die Werbung wäre bis auf ganz wenige Ausnahmen abzuschaffen. Produkte und Dienstleistungen müssten mit den Informationen darüber, wie viel CO₂ sie verursachen, versehen werden. Der geplanten Obsoleszenz von Produkten wäre auf unterschiedliche Weise Einhalt zu gebieten. Eine

Reformation des Bildungssystems könnte handwerkliche, manuelle und substanzielle Fähigkeiten der Selbstversorgung stärken. Alle Regionen sollten Regionalwährungen einführen, welche von öffentlichen Institutionen neben dem Euro zu akzeptieren wären. In den Städten könnten die Brachen und Immobilien, welche der Rückbau der konventionellen Wirtschaft hinterlässt, mit Gemeinschaftsgärten, Repair Cafés, offenen Werkstätten oder lokalen Märkten gefüllt werden. Auch Unternehmen, das Steuersystem und das Bankwesen wären einer gründlichen Reform zu unterziehen, was sich hier aus Platzgründen jedoch nicht im Detail ausführen lässt.

LITERATUR UND LINKS

Artikel erschienen in: «Moins! – Westschweizer Zeitschrift der Politischen Ökologie»

Paech, N. (2012) Befreiung vom Überfluss.

Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie.

München: Oekom. www.postwachstumsoekonomie.de

Décroissance Bern/Basel

Décroissance Bern (www.décroissance-bern.ch/index.php)

Décroissance Bern besteht seit März 2010. Wir sind eine basisdemokratische Gruppe und Teil der internationalen Bewegung für Wachstumsrücknahme. Gemeinsam bemühen wir uns, auf einen gesellschaftlichen Wandel hinzuwirken, der sich vom dominierenden ökonomischen Wachstumszwang befreit und das gute Leben aller in den Mittelpunkt rückt. Wir bemühen uns persönlich, unser Leben nach Grundsätzen von Décroissance zu gestalten, veranstalten 6- bis 8-mal jährlich die Diskussionsreihe Café Décroissance, verfassen Stellungnahmen zu tagespolitischen Geschäften und führen Sensibilisierungsaktionen durch. Damit wollen wir Mut machen, die bestehenden kulturellen Muster des «mehr, grösser, weiter, schneller» zu überwinden und gemeinsam die kapitalistischen Strukturen dieser Gesellschaft radikal verändern.

Siehe auch unsere Publikation aus dem Jahr 2010: Décroissance. Die Mutmacherin. Informationen und Argumente zur Befreiung vom Wachstumszwang: www.décroissance-bern.ch/storage/files/Bund-BZ-Beilage.pdf

Décroissance Basel (www.décroissance-basel.org)

Décroissance Basel existiert seit Juni 2011. Wir verstehen uns als Teil einer kritischen Bewegung rund um das Schlagwort «Décroissance». Wir befassen uns mit den Konsequenzen für Psyche, Gesellschaft, Lebewesen und Natur eines auf Wachstum basierenden Wirtschaftssystems und der dazu notwendigen Konsumgesellschaft. Wir möchten «echte Alternativen» jenseits von den gängigen, eindimensionalen wirtschaftlich-politischen Slogans diskutieren. Eine andere Welt ist möglich, aber nur wenn wir uns trauen, die heutige Welt zu verändern. In diesem Sinn versteht sich Décroissance Basel, als «ein allen offenstehender Ort der Diskussion und Aktion» und als Teil einer im Diskurs und dem Handeln entstehenden «konkreten Utopie» einer Welt jenseits des destruktiven Imperativs des Wachstums. Décroissance Basel organisiert eine monatlich stattfindende Veranstaltungsreihe namens Café Décroissance und Lesungen, Filmvorführungen und wachstums- und konsumkritische Aktionen im Raum Basel.



Die Schnecke ist das häufigste Erkennungszeichen der Décroissance-Bewegung. Sie symbolisiert Entschleunigung und Sensibilität (die feinen Fühler). Das Haus der Schnecke steht ausserdem für Wachstumsbegrenzung. Es wächst in jeder Windung exponentiell, bis die Schnecke ausgewachsen ist. Dann hört es auf zu wachsen.



Weiterführende Angaben

Weitere wachstumskritische Gruppierungen in der Schweiz

- ROC: Réseau d'objection de croissance du canton Vaud, Genève, Jura et Neuchâtel: www.decroissance.ch
- Danach. Allianz für die Zukunft: www.danach.ch
- Neustart Schweiz: Lebenswerte Nachbarschaften: www.neustart-schweiz.ch
- Transition Initiativen (Bern und Zürich): www.transition-initiativen.de/group/bern | www.transition-zuerich.ch
- Vision 2035 in Biel: www.vision2035.ch

Literaturanregungen

- Adloff, F./Leggewie C. (Hg.) (2014) Das konvivialistische Manifest. Für eine neue Kunst des Zusammenlebens. Bielefeld: Transcript.
- Elsen, S./Reifer, G./Wild, A./Oberleiter, E (Hg.) (2015) Die Kunst des Wandels. München: Oekom.
- Georgescu-Roegen, N (2011) From Bioeconomics to Degrowth. Acht Essays zusammengestellt von Mauro Bonaiuti. Abingdon, New York: Routledge.
- Giacomo D. et al. (2015) Degrowth – A vocabulary for a new era. New York: Routledge.
- Gorz, A. (2009) Ausweg aus dem Kapitalismus – Beiträge zur Politischen Ökologie. Zürich: Rotpunkt.
- Hopkins, R. (2014) Einfach, jetzt, machen! Wie wir unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen. München: Oekom.
- Illich, I. (1975) Selbstbegrenzung. Eine politische Kritik der Technik. Reinbeck: Rowohlt.
- Knolle, H. (2011) Und erlöse uns von dem Wachstum – Eine historische und ökonomische Kritik der Wachstumsideologie. 2. erw. Aufl. Bonn.
- Latouche, S. (2015) Es reicht! Abrechnung mit dem Wachstumswahn. München: Oekom.
- Le Monde Diplomatique (Hg) (2015) Atlas der Globalisierung: weniger wird mehr. Der Postwachstumsatlas. Berlin: taz.
- Muraca, B. (2014) Gut leben. Eine Gesellschaft jenseits des Wachstums. Berlin: Wagenbach.
- Neustart Schweiz (2015) Das Buch «NUR»: www.neustartschweiz.ch/userfiles/file/Das_Buch_NUR.pdf
- Paech, N. (2012) Befreiung vom Überfluss: auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. München: Oekom.
- Rabhi, P. (2015) Glückliche Genügsamkeit. Berlin: Matthes und Seitz.
- Schmelzer, M./Passadakis, A. (2011) Postwachstum. Krise, ökologische Grenzen und soziale Rechte. Hamburg: VSA.
- Seidl, I./Zahrnt, A. (2015) Transformation in eine Postwachstumsgesellschaft. In M. Held, M/ Kubon-Gilke, G/ Sturn, R (Hg) Politische Ökonomik grosser Transformationen, Jahrbuch normative und institutionelle Grundlagen der Ökonomik. Marburg: Metropolis. S. 237-262
- Stengel, O. (2011) Suffizienz. Die Konsumgesellschaft in der ökologischen Krise. München: Oekom.
- Welzer, H. (2011) Mentale Infrastrukturen: Wie das Wachstum in die Welt und in die Seelen kam: www.boell.de/sites/default/files/Endf_Mentale_Infrastrukturen.pdf

Linksammlung

- | | |
|---|--|
| • Westschweizer Décroissance-Zeitschrift Moins!: | www.achetezmoin.ch/ |
| • Degrowth-Blog: | www.degrowth.de/de/blog |
| • Postwachstumsblog: | www.postwachstum.de |
| • Internationale Degrowth-Konferenz in Budapest (30. August – 3. September 2016): | www.budapest.degrowth.org/?page_id=105 |
| • Denk- und Probierwerkstatt: | www.konzeptwerk-neue-oekonomie.org |
| • Bildung zur Degrowth-Transformation: | www.fairbindung.org/bildungaktuelleprojekte/endlichwachstum/methoden |
| • Einladung, sich mit Fragen zu Wachstum, ,at | |
| • Netzwerk Wachstumswende: | www.wachstumswende.org/ |
| • Wohlstand und Lebensqualität auseinanderzusetzen: | www.wachstumimwandel |

Danke für die finanzielle Unterstützung an



-Moins!

JOURNAL ROMAND
D'ÉCOLOGIE POLITIQUE

